It. sing. 349r

Brief

eines Südlä

Herausge

vo

Christian A

b

Briefe
eines Südländers.

Herausgegeben

von

Christian August Fischer.

Leipzig, 1805.
bey Heinrich Gräff.

Th. 14.5.43
WB 43/14

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meinem

herzlichen Freunde

C. A. Fries

in

Heidelberg

zum

Zeichen meiner Hochachtung und Ergebenheit.

An die Leser.

Die Leser finden hier eine Sammlung großer und kleiner, belehrender und unterhaltender, wichtiger und vielleicht unwichtiger Aufsätze, die gewissermaßen, um diesen Ausdruck zu brauchen, aus einem literarischen Schiffbruch gerettet worden sind. Der Verfasser hatte nemlich den Plan gehabt, eine Zeitschrift herauszugeben, die sich mit den physikalischen, literarischen, sittlichen und mercantilischen Verhältnissen der südlichen Länder von Europa beschäftigen sollte, und er hatte sich deshalb in Marseille niedergelassen, wo ihm dieser Plan der vielen Handelsverbindungen wegen am leichtesten auszuführen schien.

Leider zeigte sich aber schon nach wenig Monaten, daß jene Unternehmung in den jetzigen Zeitumständen, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden war. Jene Länder waren zerrüttet, und die Verbindungen, bey der gänzlichen Stockung des Handels, äußerst erschwert; mehrere

vorhin bestehende Zeitungen, Journale u. s. w. waren eingegangen, und die etwa noch erscheinenden, kamen nur äußerst langsam an; alles zusammen mußte den Herausgeber bestimmen, auf seinen Plan Verzicht zu thun. Da er indessen schon mehrere, besonders das südliche Frankreich betreffende, Materialien gesammelt hatte; so entschloß er sich, wenigstens diese bekannt zu machen, und so die kleine Sammlung zerstreuter Blätter herauszugeben, die man vor sich liegen hat.

Das ist der Gesichtspunkt, aus dem man dieses Werk: das vielleicht hier und da, noch einige neue und heitere Ideen enthalten mag, beurtheilen muß; theils um nicht zu viel zu fordern, theils um gegen den Verfasser, dessen eigentliche Reisen *) erst später erscheinen werden, nicht ungerecht zu seyn.

Marseille im Februar 1804.

C. A. Fischer.

*) Reise nach Hyeres u. Reise nach Montpellier, diese bey Unger, jene bey Hartknoch.

Inhalt.

Ueber Südreisen und Südcuren. Seite 3
Briefe aus der Quarantaine. 40
Erster Brief. 41
Zweyter Brief. 47
Dritter Brief. 52
Vierter Brief. 56
Fünfter Brief. 60
Anmerkungen. 64
Ueber Seefischereyen im Allgemeinen, nebst einigen Bemerkungen über die provenzalischen Fischer. 77
Ueber die Wanderungen der provenzalischen Schaafheerden. 85
Della Maria. Eine biographische Skizze. 93
La Sainte Baume. 100
Die Sternwarte zu Marseille. 107
Das Arsenal von Toulon. 113
Ueber die Baumwollenpflanzungen in Cypern. 124
Ueber südliche Naturen. 132
Einige topographisch-physikalische Bemerkungen über das Departement de Vauclüse. 137
Der Blumenmarkt in Marseille. 148
Ueber die Alterthümer im Departement de Vauclüse. 152
Ueber die Camargue. 160
Einige Bemerkungen über den Ackerbau im Departement de Vauclüse. 165
Die provenzalischen Räuber. 170
Ueber die provenzalische Sprache. 178
Das Weihnachtsfest in Marseille. 186
Ueber den Seidenbau und die Seidenmanufakturen in Nismes. 192

Mazargues. Seite 200
Ueber die neuen antiquarischen Entdeckungen in Nismes. 204
Bastiden um Marseille. 219
Ueber die Schiffahrten des massilianischen Astronomen Pytheas. 225
Ueber die südlichen und nördlichen Länder von Europa im Allgemeinen. 233
Versuche, das Seesalz zum Düngen der Wiesen zu gebrauchen. 238
Ueber den Sämereyhandel von Nismes. 242
Ueber Licht und Luft im Süden. 248
Forstwissenschaftliche Bemerkungen über die Ursachen des Holzmangels, und die vornehmsten wildwachsenden Bäume und Gesträuche in der Provence. 254
Ueber die provenzalischen Schnitter. 270
Ueber den moralischen Einfluß der verschiedenen Jahrszeiten. 275
Ueber die provenzalischen Gebirge und deren Einwohner, nebst einigen Bemerkungen über den angeblichen Vulkan von Revest. 280
Einige Ideen über Lebensgenuß und Frugalität. 300
Ueber den französischen Handel nach der Levante und der Barbarey. 304
Südliche Meere. 336
Einige Bemerkungen über die Lebensart und die Krankheiten der Seidenfabrikanten in Nismes. 339
Belagerung und Einnahme von Lyon im Jahre 1793. 347
An einen Hypochondristen, der nach Marseille und Hyeres reisen will. 378

Briefe
eines Südländers.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ueber

Südreisen und Südcuren.

Ich habe zwey neue Wörter geprägt. Sie sind freilich nicht so unverständlich als die Campischen, und nicht so lächerlich als die Seyfartischen; allein sie dürften doch vielleicht einer Erklärung und gewiß einer Entschuldigung bedürftig seyn. Wenn ich also um der Kürze willen von Südreisen spreche, so will ich darunter Reisen nach dem südlichen Europa verstehn, und wenn ich von Südcuren rede, so meine ich, daß man diese Reisen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternimmt. Ich fange bey den Reisen an, und

werde das südliche Frankreich, Spanien und Italien nach der Reihe durchgehn.

Zuerst wird sich also das südliche Frankreich zeigen, wo man gewöhnlich die Städte Avignon, Aix, Marseille, Toulon, Hieres, Nizza, Nismes und Montpellier rühmt. Ich werde jede nach ihren climatischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen beschreiben, damit jeder künftige Reisende nach seinen Bedürfnissen oder Neigungen darunter wählen kann.

Was demnach zuerst Avignon anlangt, das doch schon südlich genug, nur unter dem 43° Nördl. Br. liegt, so ist das Clima dieser Stadt äußerst veränderlich, folglich äußerst unangenehm. Brennend heiße Sommer zu 23 — 28° Reaumür, und empfindlich kalte Winter zu 8 — 12 Gr. unter dem Eispunkt; in beyden aber einzelne Tage und Wochen, wo das Thermometer um 10 — 12 Gr. zu fallen oder zu steigen pflegt; regnichte Herbste und Frühlinge; vor allen aber unaufhörliche Win-

de *), die oft in acht Tagen wohl zwanzig- und dreyßigmal den ganzen Compas durchlaufen — da haben Sie das Clima von Avignon, das man bisher immer nur nach einzelnen lieblichen Tagen, oder wohl gar nach dem schönen Romane unseres liebenswürdigen Thümmels beurtheilt hat.

Desto gleichmäßiger, schöner, milder, und gesunder hingegen scheint, nach allen Beobachtungen, das Clima des kleinen Dörfchens Vaucluse **), in dem reizenden Thale gleiches Namens, zu seyn. Durch eine Reihe hoher Berge vor dem Mistral oder Nordwestwinde geschützt, durch die vielen Quellen seines lieblichen Thales erfrischt, genießt es im Winter und Sommer eine äußerst angenehme Temperatur. So pflegt, zum Beyspiel, die höchste Kälte, und wohl zu merken etwa alle vierzig bis funfzig Jahr, nur auf 5 — 6 Gr. die größte Hitze nur auf 23 — 24 Gr. zu stei-

*) Daher auch das Sprichwort: Avenio semper ventosa, sine vento venenosa, cum vento fastidiosa.

**) Ungefähr drey Lieuen von Avignon.

gen; während der Unterschied in Avignon gewiß 5 — 6 Gr. beträgt. Wie gesund überhaupt die Luft in Vauclüse seyn müsse, kann man auch daraus sehen, daß oft in funfzehn bis achtzehn Monaten kein einziger Kranker im Dorfe zu finden ist.

Was die ökonomischen Verhältnisse von Avignon betrift, das heißt, wie man sich in ökonomischer Hinsicht dort einrichten könne, so scheint auch hierüber die allgemeine Meinung ziemlich irrig zu seyn. Man pflegt nämlich Avignon, in der Regel, für ein wahres gelobtes Land zu halten, wo man Brod, Wein, Fleisch, Gemüse, Fische, Früchte u. s. w. kurz alle Lebensmittel im größten Ueberfluß, von der vortreflichsten Art, und zu den wohlfeilsten Preisen haben kann. Allein ich kann Ihnen versichern, daß man in Avignon ziemlich theuer lebt, und daß man in einem Gasthofe, wie etwa das Palais national *)

*) Hier kehren alle Diligencen nach Paris und Marseille ein, daher man immer grose Gesellschaft, und eine sehr gute Wirthstafel zu finden pflegt.

seyn mag, wenigstens acht Livres täglich auf seine Zehrung rechnen muß. In Vauclüse indessen pflegt es natürlich etwas wohlfeiler zu seyn.

Was die gesellschaftlichen Verhältnisse, d. h. die Ressourzen betrift, die ein Fremder etwa dort finden kann, so sind sie äußerst eingeschränkt. Zwar werden die Einwohner als ein höfliches, gutmüthiges und zuvorkommendes Völkchen gerühmt; rechnet man ein unbedeutendes Theater, einige kleine Caffeehäuser, und eine schlechte Leihbibliothek ab, so kann man in Avignon nichts als — spazieren gehn. Noch dürften freilich die üppigen, vollbusigen, und verführerischen Clärchens eine der unerschöpflichsten Ressourzen des frommen und galanten Avignons seyn; man muß indessen wohl bedenken, daß bey diesen Excursionen sehr viel zu wagen ist. — Jezt zu Aix, das ebenfalls als ein angenehmer Winteraufenthalt empfohlen zu werden pflegt.

Gleichwohl ist das Clima von Aix fast eben so veränderlich, als das von Avignon.

Hitze und Kälte, Trockenheit und Nässe, wechseln äußerst schnell und häufig mit einander ab. Die Sommer sind erstickend heiß, indem die Sonnenstrahlen von den die Stadt umgebenden Hügeln zurückprallen; die Winter sind verhältnißmäßig äußerst hart, indem die Stadt dem Mistral völlig offen liegt. Dabey pflegt es im Sommer weder an heftigen Gewittern, noch im Winter an Schnee und Eis zu fehlen, so daß das Clima von Aix gewiß eines der unangenehmsten in der ganzen Provence ist.

Was die ökonomischen Verhältnisse dieser Stadt anlangt, so sind die Lebensmittel, besonders Oel und Früchte, alles Lobes werth, nur scheinen sie noch theurer, als in Avignon zu seyn. Wer daher in einem guten Gasthofe, zum Beyspiel in dem „Hôtel des quatres nations" wohnen will; der wird neun bis zehn Livres täglich auf seine Zehrung rechnen müsse.

Die gesellschaftlichen Ressourzen betreffend, so hat Aix diesen seinen einzigen Vorzug durch

die Revolution völlig eingebüßt. Die Aufhebung des Parlaments, die Emigration des Adels, die Verarmung der Einwohner, haben es fast unkenntlich gemacht. Ein Fremder sieht sich daher auf ein elendes Theater, ein kleines Lesecabinett, und eine nicht viel größere Leihbibliothek eingeschränkt. Der sonst so schöne Cours ist wie alles übrige ruinirt, und Spatziergänge, wie bey Avignon, trift man in der Gegend von Aix keinen einzigen an. Da nun überdem die Anstalten bey den sonst sehr wirksamen warmen Bädern *) sehr vernachläßigt sind; so scheint Aix allerdings zu keinem langen Aufenthalte geeignet zu seyn.

Mit desto größerem Vergnügen aber werde ich Ihnen Marseille empfehlen, da das Clima weder zu warm, noch zu kalt, sondern in beyden Hinsichten durch das Meer temperirt ist. Im Sommer hält sich das Thermo-

*) Sie werden besonders bey alten, eingewurzelten, venerischen und rheumatischen Uebeln gerühmt. Die beste Zeit zum Gebrauche ist der Maimonat.

meter zum beständig zwischen 21 — 23 Gr. Reaumür, dabey pflegt aber von Morgens zehn bis Abends sechs Uhr, regelmäßig ein erfrischender Seewind zu wehn. Im Winter hat man gewöhnlich nie mehr, als 2 — 3 Gr. höchst selten 5 — 6 Gr. Kälte zu fürchten, was aber immer nur einige Tage anhält, so daß man, in der Regel, auf eine sehr angenehme Temperatur von 6 — 12 — 15 Gr. Wärme rechnen kann.

Das Frühjahr ist, mit Ausnahme der Aeqvinoktialzeit und einiger Regentage, äußerst angenehm, der milde freundliche Herbst erstrekt sich bis tief in den November, oft sogar bis in den December hinein. Die drey Wochen nach dem Wintersolstizium sind zwar im Ganzen theils kalt, theils regnicht; aber mit Ende Januars ist auch der ganze Winter vorbey. Das einzige, was man in Marseille zu fürchten hat, ist der äußerst kalte Mistral oder Nordwestwind, der aber in seiner größten Stärke gewöhnlich nur drey bis sechs, höchst

selten neun Tage anhält. Bey allen jenen Vortheilen muß jedoch bemerkt werden, daß das Clima von Marseille nur nervenkranken Personen zuträglich, brustkranken aber, wegen der verhältnißmäßig noch immer zu scharfen Luft, äußerst gefährlich ist.

Die ökonomischen Verhältnisse von Marseille anlangend, so kann man alle Bedürfnisse in der größten Vollkommenheit haben; nur mache man sich auf hohe Preise gefaßt. Das wenigste, was man in einem guten Wirthshause *) täglich verzehren muß, schlage man gut und gern auf zwey Laubthaler oder zwölf Livres an; die kleinste Pension, Wohnung mit einbegriffen, die man finden dürfte, wird wenigstens von fünf bis sechs Livres täglich seyn. Bey der größten Oekono-

*) Ich empfehle vor allen andern das „Hotel des Ambassadeurs" in der „Rue Beauveau" bey Mr. Evrard. Maa findet sehr artige Zimmer, einen sehr guten Tisch, und einen äußerst billigen und gefälligen Mann. Dagegen vermeide man das Hotel Beauveau, wo mau unbarmherzig geprellt wird.

nie mache man sich also im Ganzen wenigstens auf einen monatlichen Aufwand von siebenzig bis achtzig Thaler Sächsisch gefaßt.

Sonst aber ist Marseille in Ansehung seiner gesellschaftlichen Verhältnisse gewiß der angenehmste Aufenthalt, den man im südlichen Frankreich wählen kann. Theater, Concerte, Bälle, Lesecabinette und Leihbibliotheken (bey dem braven und thätigen Vigier) vortrefliche Caffeehäuser, Restaurateurs und so weiter — alle Ressourzen einer großen luxuriösen Stadt trift man in Marseille vereinigt an. Der fröhliche Geist der Einwohner; die Schönheit und Grazie der Weiber; die Gastfreundschaft der bessern, besonders der ausländischen Kaufmannshäuser; die Freiheit des gesellschaftlichen Lebens überhaupt, alle diese Vorzüge machen Marseille empfehlungswerth. Nur muß man dabey nicht vergessen: Einmal, daß nur sehr reiche Fremde alle diese Vortheile benutzen können; Zweitens, daß

man der großen Spielsucht und Libertinage wegen keine jungen Leute dahin gehen lassen darf; Drittens, daß Marseille mit Ausnahme der in der Stadt selbst befindlichen unbedeutenden Promenaden, so gut als gar keine eigentlichen Spaziergänge hat *). — Doch genug, wir haben unsere Reise nach Toulon fortzusetzen, das neun Lieuen, oder eine starke Tagereise von Marseille liegt.

Was das Clima von Toulon anlangt, so scheint es im Allgemeinen noch milder, als das von Marseille zu seyn. Die Sommer sind zwar eben so heiß, allein der erfrischende Seewind hat hier noch weit mehr Zugang, als in der genannten Stadt; die Winter sind um 3 — 4 Grad milder, indem der Nord- und Nordostwind gänzlich, der Nordwestwind größtentheils durch hohe Berge abgehalten

*) Die umständlichen Details von allen diesen allgemeinen Angaben wird man in meiner Reise nach Hieres finden, wo auch von Marseille weitläufig gehandelt werden wird.

wird. Alles pflegt daher auch in Toulon drey bis vier Wochen früher zur Reife zu kommen, ja ein großer Theil der südlichsten Pflanzen überwintert hier in freyer Luft. Toulon ist auch bey den alten Marineoffizieren seines herrlichen Clima's wegen so beliebt, daß sie es als eine große Begünstigung ansehen, ihre Pensionen hier verzehren zu können.

Die ökonomischen Verhältnisse von Toulon betreffend, so wird man es schwerlich wohlfeiler als in Marseille, finden, doch dürften einige Lebensmittel z. B. Wein und Früchte, noch etwas besser seyn. Wer einige Zeit hier zubringen und in keinem Gasthofe *) wohnen will, der kann sich in ein Privathaus zu dreyßig, bis sechs und dreyßig Livres monatlich, bey einem Gärtner vor der Stadt zu zwanzig, bis vier und zwanzig, oder auch in ein Landhaus zu zwey, bis

*) Ich empfehle das Hotel de Montanville, und warne vor dem Croix de Malthe, wo man unbarmherzig geprellt wird.

drey Carolin einmiethen, wozu es immer Gelegenheiten gibt.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse von Toulon betreffend, so halten sie freylich mit denen von Marseille keine Vergleichung aus. Das Theater ist klein und unbedeutend; das Concert verdient kaum erwähnt zu werden; der gesellschaftliche Ton soll ein wenig seemännisch seyn. Wer sich indessen auf Lektüre, Spaziergänge, Marine und Naturgeschichte einschränken will, der wird sich in Toulon ziemlich angenehm beschäftigen können.

So ist z. B. für die Lektüre durch eine sehr gute Leihbibliothek (bey Henriqvez am Qvay) gesorgt; so bieten die Abhänge der schön bebauten Berge eine Menge der reizendesten Promenaden dar; so kann man die Marine im Arsenal, die Conchyologie am Gestade, die Ichthyologie am Fischmarkte, die Botanik in dem schönen „Jardin des plantes“ und in der ganzen Gegend studiren, so daß man täglich Etwas Neues entdecken wird.

Fünf kleine Stunden von Toulon liegt das liebliche Hieres, das noch ein milderes und angenehmeres Clima hat. In der That, wenn man im Ganzen etwa achtzehn bis vier und zwanzig, theils stürmische, theils regnigte, theils kalte Tage abrechnet, kann man versichert seyn, daß der ganze Winter einem beständigen Frühling gleichen wird. Nur schade, daß diese schönen Gegenden in den sechs Sommermonaten so häufig von endemischen Faulfiebern heimgesucht werden, die man den in der heißen Jahrszeit sehr schädlichen Ausdünstungen der benachbarten Meersümpfe zuzuschreiben pflegt.

Die ökonomischen Verhältnisse von Hieres betreffend, so erwarte man eben keine Wohlfeilheit, wiewohl man sich allerdings auf sehr verschiedene Weise einrichten, und entweder für einen Carolin des Tages, oder auch für sechs Livres leben kann. Am besten wird man thun, sich an den braven Felix Suzanne, Eigenthümer des jetzigen Hotel

des Ambassadeurs, ehedem Hotel du Prince de Galles zu wenden, und diesem ganz offen und freundschaftlich zu sagen, wieviel man täglich für Alles zahlen will. Angenommen, daß man nur ein einziges Zimmer mit Licht und Heitzung, Frühstück, Mittagsessen und Abendcollation für eine Person verlangte, so käme man täglich mit zwölf Livres, und wenn man sich auf zwey, oder gar drey Monat verbände, wohl auch mit zehn und etwas weniger aus.

Wäre man aber gezwungen noch mehr zu sparen, und könnte z. B. nur sechs Livres täglich verzehren, so würde Herr Suzanne auch bey diesem Preise eine passende Einrichtung zu machen wissen, vorausgesetzt, daß man wenigstens einen Monat bey ihm bleibt. Ueberhaupt kann ich diesen braven Mann begüterten und unbegüterten Reisenden in jeder Rücksicht empfehlen, und werde mich freuen, wenn man ihm künftig den Vorzug

geben wird *). Er wird, seinem Versprechen zu Folge, sich gern in alles fügen, alle nur mögliche Einrichtungen und Aufträge übernehmen, jeden nach seinem Preise und Stande zu bedienen suchen, mit einem Worte der billigste, gefälligste und freundlichste Wirth im ganzen Städtchen seyn.

Itzt noch einige öconomische Rathschläge, die vielleicht manchen Reisenden nicht unwillkommen sind. — Man miethe sich nie anders als in der Vorstadt und in den daranstoßenden höhern Campagnen ein, weil die Stadt sehr schmutzig, und die tiefer liegenden Landhäuser ungesund sind. — Man hüte sich vor der Nordwestseite, weil diese dem Winde

*) Sein Haus ist mit allen Bequemlichkeiten versehen, und die hinteren gegen Südost gelegenen Zimmer — die man immer fordern muß — haben die herrlichste Aussicht über das ganze reizende Thal, und einen großen Theil des Meeres bis an die schönen Inseln hinüber. Außer diesem Hause hat Hr. Suzanne aber auch noch mehrere, theils für ganze Familien, theils für einzelne Personen zu seiner Disposition, die man gleich beziehen kann.

am meisten ausgesetzt ist, und bringe immer auf die Südostseite, weil man dann sehr viel Sonne hat, und nicht wenig an der Feuerung erspart. — Man vergesse nie, sich einen Fußteppich auszubedingen, weil die Fußböden alle gepflastert sind. — Man bringe sich aus derselben Ursache mehrere Paare wollener Sokken und sogenannte Filzschuhe mit.

Was die Ressourzen von Hieres betrift, so kommt in Ansehung des gesellschaftlichen Umganges alles darauf an, ob man ein sogenanntes gutes Jahr, wie die Einwohner sagen, d. h. noch viele andre Fremde daselbst finden wird. In diesem Falle pflegen sich oft sehr angenehme Cirkel zu bilden, zumal wenn wenig Engländer darunter sind; auch kommt dann gewöhnlich eine Schauspielergesellschaft von Draguignan hierher. Hätte man aber ein sogenanntes schlechtes Jahr, fast ohne alle Fremde, wie z. B. das vorige getroffen, nun so würde man zwar in Ansehung der Gesellschaft allerdings sehr übel daran seyn, sich

aber durch Lektüre *), Promenaden, naturhistorische und ökonomische Untersuchungen noch immer genug beschäftigen können. — Doch ich werde zu weitläuftig **), lassen sie uns sehen, wie ihnen Nizza gefällt.

Das Clima von Nizza ist unstreitig — wohlverstanden in den fünf Wintermonaten — das mildeste und angenehmste, das man nur im südlichen Frankreich wählen kann. In Hieres muß man, wie gesagt worden ist, doch noch dann und wann einige kalte Tage fürchten, in Nizza kann man völlig sicher davor seyn, indem die hohe Alpenkette jedem kalten Winde den Zugang verschließt. Rechnet man daher die Regentage vor und nach dem Win-

*) Man kann theils Bücher u. s. w. aus Toulon kommen lassen, wohin es täglich Gelegenheit giebt, theils aus den Bibliotheken der Herren Fille und Beauregard erhalten, sobald man nur an irgend einen der angesehenen Einwohner, von Toulon oder Marseille aus, empfohlen worden ist.

**) In meiner Reise nach Hieres hoffe ich desto umständlicher zu seyn.

tersolstizium, einige December- und Frühjahrsstürme, so wie einige heftige Gewitter ab, so genießt man in der That den ganzen Winter hindurch der schönsten, heitersten und mildesten Witterung, die man sich wünschen kann.

Allein diese warme Temperatur der hiesigen Winter erzeugt auch eine Unbequemlichkeit, die man weder in Marseille, noch in Toulon und Hieres zu fürchten hat. Dieses sind die Insekten aller Art, besonders aber die großen Mücken oder sogenannten Moucherons, von denen man hier den ganzen Winter gepeinigt wird. Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß man sich vor jenen theils durch eiserne Bettstellen, theils durch Moossäcke, theils durch tägliches Waschen der steinernen Fußböden u. s. w. vor diesen durch sogenannte Mückennetze, Räucherungen von Schießpulver und dergleichen einigermaßen schützen kann; aber im Ganzen und besonders die ersten Monate, wird man doch immer sehr viel davon zu leiden haben.

Die öconomischen Verhältnisse von Nizza betreffend, so rechne man ja auf keine Wohlfeilheit und schlage die Preise wenigstens eben so hoch als in Marseille, ja vielleicht noch um ein Viertheil höher an. Man kann sich entweder im Hotel d' York auf dem Platze St. Dominique, itzt Egalité einlogiren, wo man in der Nähe aller Ressourzen, Theater, Casino u. s. w. ist; oder man kann auch eine Privatwohnung nehmen, wo man aber in den vorzüglichsten Gegenden gleich an den beyden Plätzen wenigstens zwey Carolin den Monat für jedes Zimmer geben muß.

Dabey versäume man ja nicht alles nur mögliche, als Wasser, Bettücher, Waschbekken, Leuchter u. s. w. auszubedingen, indem man in der Regel mit lauter zweydeutigen Menschen zu thun hat. Eben so sehe man darauf, daß die Wände wenigstens frisch geweißt, die Betten wenigstens von Nußbaumholz, die Meublen überhaupt neulakirt sind; auch sorge man dafür, ein Zimmer mit einem

Camine zu haben, indem man es an regnichten Tagen doch zuweilen nöthig hat. In einem Landhause zu wohnen, würde ich Niemand rathen; sie sind nur für die heißen Monate gebaut, und im Winter immer feucht und ungesund; ja sie dürften des vielen Raubgesindels wegen noch überdem gar nicht sicher seyn.

Noch erlauben Sie mir in öconomischer Hinsicht folgendes zu bemerken: Man fange in keinem Falle eine eigene Wirthschaft an, wenn man nicht auf das unverschämteste betrogen werden will; man richte sich lieber mit einem Speisewirthe zu so und soviel Schüsseln für 5 = 8 = 12 = 15 Livres täglich ein, wobey man unendlich besser fahren wird. — Da das Wasser von Nizza nicht das beste ist, so lasse man es einigemal mit Vorsicht filtriren und schütte etwas Weinessig dazu; auch hüte man sich vor den marinirten oder gebackenen Fischen, da man immer die abgestorbenen oder halb verfaulten dazu nimmt, u. s. w.

Die gesellschaftlichen Ressourzen von Nizza betreffend, so bietet zuerst die große herrliche Gegend eine Menge der reizendsten Spaziergänge dar. In der Stadt selbst hat man die schöne Plateforme am Meere, die dann weiter als Wall bis zum östlichen Platze fortläuft, und wo man einer reizenden Aussicht genießt. In der Nachbarschaft hat man Villafranca mit seinen pittoresken Bergen, wo immer ein Spaziergang schöner als der andere ist. Außerdem findet man ein Theater und ein sogenanntes Casino, ferner ein Lesecabinet und eine Leihbibliothek, die wenigstens nicht ganz unbedeutend sind.

Auf eigentlichen gesellschaftlichen Genuß indessen werden Sie in Nizza Verzicht thun müssen. Die englischen Familien, die hier meistens den Ton angeben, leben, wie gewöhnlich, nur unter sich selbst; die sogenannten Honoratioren von Nizza sind nur am Spieltische genießbar; kurz Nizza ist ein äußerst trauriger ungeselliger Ort, wozu aber

freilich auch das allgemeine Elend, die allgemeine Unzufriedenheit nicht wenig beytragen mag. — Ich eile demnach, Sie aus dieser öden, schmutzigen und halb zerrütteten Stadt wieder nach Marseille zurückzuführen, um von da mit Ihnen über Arles oder Avignon, nach Nismes und Montpellier zu gehn.

Das Clima von Nismes ist nichts weniger als angenehm, und diese Stadt keinesweges zu einem passenden Winteraufenthalte geschickt. Auf eine Sommerhizze von 24—32 Gr. Reaum. treten plötzlich Winde von 4—8 Gr. Kälte ein, in denen es aber unaufhörliche Veränderungen der Temperatur zu geben pflegt.

Es ist z. B. gar nichts seltenes, des Morgens 6 Gr. Kälte, des Mittags 12 Gr. Wärme und des Abends wieder 4 Gr. Kälte zu haben; eben so wie es im Januar einzelne herrliche Frühlingstage giebt, an denen das Thermometer auf 16—18 Gr. Wärme steht, ob man gleich am andern Morgen schon wie-

der 8 Gr. Kälte haben kann. So wechselt die Temperatur unaufhörlich bis in die Mitte Aprils ab, wo auf einmal eine alles verzehrende Hitze eintritt.

Rechnet man nun noch zu allem diesen, daß der austrocknende schneidende Nordwest, und der erschlaffende feuchte Süd, in Nismes die herrschenden, immer mit dem größten Ungestüm wehenden Winde sind, daß überdem die Lage der Stadt keinesweges die gesundeste ist, so wird man sich überzeugen, daß es zu keinem Winteraufenthalte empfohlen werden kann.

Die öconomischen Verhältnisse von Nismes betreffend, so dürfte es, im Ganzen, wenigstens um ein Viertheil wohlfeiler als in Marseille seyn. So kann man z. B. in den besten Gasthöfen, au Louvre und au Luxembourg *), für acht bis neun Livres

*) Sie sind ganz nahe bey einander gleich neben der Expedition für die Extraposten, und nicht weit vom Diligencenbüreau. Das Louvre hat bessere

täglich, Wohnung, Mittags- und Abendtisch haben: so wird man in den besten und gesundesten Theilen der Stadt, welches unstreitig die Vorstädte Richelieu und Crucimele sind, für zwanzig, vier und zwanzig bis dreyßig Livres monatlich, ein bis zwey artige Zimmer haben können, u. s. w.

Die gesellschaftlichen Ressourzen von Nismes betreffend, so ist im Ganzen wirklich recht gut dafür gesorgt, wie denn auch die Einwohner ein ziemlich geselliges, gutmüthiges Völkchen sind. Man hat zwey Theater, wovon das große gar nicht übel ist; man hat eine öffentliche Bibliothek bey dem Lyceum, die eine Menge guter Werke enthält; man hat ein Lesecabinet und mehrere Leihbibliotheken bey Pouchon, Guibrot, Texier u. s. w. die ziemlich gut eingerichtet sind; man hat mehrere artige Caffehäuser, unter denen das

Zimmer, aber weder Sonne noch Aussicht, das Luxembourg liegt gegen Südost, und man kann die ganze Esplanade übersehen.

Café de Martinet, seiner schönen Einrichtung wegen, besondere Aufmerksamkeit verdient; man hat ferner Spaziergänge in der Stadt und Gegend, die ziemlich angenehm sind; man hat endlich die großen herrlichen Reste des Alterthums, die man immer mit neuem Interesse sieht. — Doch wir gehen zu Montpellier über, das man ebenfalls seines angeblichen milden Clima's wegen, besonders Brustkranken, häufig zu empfehlen pflegt.

Gleichwohl scheint das Clima von Montpellier, seiner großen Extreme und seiner noch größern Veränderlichkeit wegen, diesen Kranken nichts weniger als zuträglich zu seyn. Der Sommer ist erstickend heiß, der Winter empfindlich kalt, der Frühling unangenehm, der Herbst fast immer regenhaft. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 28 — 30 Gr. Reaum.; im Winter stellt sich eine Kälte von 6 — 8 — 10 Graden ein, wobey es aber oft in vier und zwanzig Stunden Veränderungen

der Temperatur von 10 — 12 Graden und darüber giebt. Was die so gerühmte Heiterkeit der Luft anlangt, so kommt sie im Winter größtentheils von den hier herrschenden Nord- und Nord-Ostwinden her, die aber dafür desto empfindlicher sind; bey allem dem aber mache man sich noch immer jährlich, auf ein und achtzig, theils halbe, theils ganze Regentage gefaßt.

Die öconomischen Verhältnisse von Montpellier betreffend, so schlage man den Aufwand in einem guten Wirthshause, z. B. dem Hotel de Midi *), für Wohnung, Mittags- und Abendtisch, auf zehn bis zwölf Livres täglich an. Will man eine „Pension bourgeoise" wählen, so findet man zu vier, sechs, acht, zehn, ja zwölf und funfzehn Carolin monatlich, häufig Gelegenheit dazu.

*) Man muß aber die Zimmer nach dem kleinen Garten verlangen, weil dieses die Südostseite ist.

Wollte man nur ein einzelnes Zimmer in einem Privathause miethen, so zahlte man nach Befinden, etwa anderthalb bis drey Carolin monatlich dafür. In diesem Falle müßte man aber das Essen zu drey, vier, sechs, oder acht Livres die Mahlzeit aus dem Speisehause holen lassen, oder auch zu drey Livres an einer Wirthstafel speisen, welches mir vorzüglicher scheint. Wollte man sich im letztern Falle auf einen Monat verbinden, so könnte man leicht zu siebenzig bis achtzig Livres accordiren, hätte also noch einigen Vortheil dabey.

Die gesellschaftlichen Ressourzen von Montpellier betreffend, so hat man ein Theater, das wenigstens leidlich ist, ferner das sogenannte Athenee für Bälle, Privatcomödien, Lektüre von Zeitungen, Journalen, und neuen Büchern; das sogenannte Musee für dieselben Zwecke, zwar zwey geschlossene Gesellschaften, wozu man aber vermöge guter Bezahlung leicht Zutritt bekommen kann; man

hat endlich noch eine ziemlich gute Leihbibliothek bey Mr. Dürville à la grande Rue, der auch ein gutes Sortiment für Novitäten hält.

Zu Spaziergängen dient der Peyrou, die Esplanade, der botanische Garten, die umliegende Gegend so weit sie angebaut ist. Man kann kleine Excursionen nach Montferrier, jetzt Herrn Bastide gehörig, nach Laverüne, nach La Piscine, nach dem Clos de St. Martial, nach Chateau d'Eau, Bionne, Chateau bon u. s. w. machen, welches alles sehr schöne Landhäuser sind. Eben so kann man einmal nach Cette reisen, wohin es alle Tage, zu etwa drey Livres den Platz, bequeme Gelegenheit giebt *).

Bey allen diesen Ressourzen indessen, erwarte man keinen eigentlichen gesellschaftlichen Genuß in Montpellier. Die Einwohner sind

*) A l'Auberge de la Couple, près de St. Côme.

viel zu sehr mit ihren kleinlichen Localansichten und Localverhältnissen beschäftigt, und scheinen im Ganzen noch auf einer sehr niedrigen Stufe wahrer Geistescultur zu stehn. Da sie überdem äußerst gewinnsüchtig sind, so rathe ich jedem Fremden, theils in Handel und Wandel, theils vorzüglich aber am Spieltische, auf seiner Hut mit Ihnen zu seyn.

Soviel von den Städten des südlichen Frankreichs, die man gewöhnlich zum Winteraufenthalte wählt; jetzt von denen des südlichen Spaniens und Italiens, die ebenfalls in dieser Rücksicht zu empfehlen sind.

Was die ersten anlangt, so sind es Barcellona und Valencia, worüber man theils in meiner Reise *), theils in dem, der letzten Stadt und Provinz, besonders gewidmeten

*) Zweyte Auflage Seite 469. folg.

widmeten Werke *) die nöthigen Nachrichten finden kann. In letzterem sind auch zu gleicher Zeit einige Details über die balearischen Inseln gegeben worden, von denen sich besonders Mallorka zu einem vortreflichen Winteraufenthalte zu eignen scheint.

Was die Städte im südlichen Italien anlangt, so pflegen die meisten Reisenden in der Regel nur nach Neapel, seltener nach Palermo zu gehn. Da ich aber die climatischen, oeconomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse dieser Städte nicht nach eigenen Ansichten beurtheilen kann, so will ich die Leser auf die zwey untenstehenden Werke **)

*) Gemälde von Valencia, zwey Bände 8. 1803. (Leipzig Gräff.)

**) Rom und Neapel. Eine Zeitschrift von Benkowitz. — Bis jetzt drey Hefte (Leipzig b. Gräff.) Wenn man die etwas schwachen artistischen, und poetischen Aufsätze überschlagen will, wird man die

verweisen, wo diese Gegenstände ziemlich befriedigend abgehandelt sind.

So hätten wir denn die einzelnen Länder und Städte kennen gelernt, wohin man seinen südlichen Winterzug nehmen kann. Jetzt wird die Frage seyn, wie diese Reisen einzurichten, und welche Summen darauf zu rechnen sind.

Vor allen Dingen wird es darauf ankommen, ob man mit den Städten abwechseln, oder den ganzen Winter nur in einer zubringen will. Im ersten Falle würden bey Frankreich, für die Monate November und halben December, Marseille, Toulon und Hieres; für den Rest des Decembers und den ganzen Januar Nizza; für den Februar und halben März wieder die genannten Städte, für den Rest des Märzes, und den April, Nismes und Montpellier zu

übrigen mit Vergnügen lesen. — Gemälde von Palermo vom D. Hager. (Berlin b. Fröhlich.)

empfehlen seyn. Bey Spanien würde man den unten angeführten Reiseplan *), bey Italien die Bemerkungen von Benkowitz, und die Reise des originellen Seume **) benutzen können.

Im zweyten Falle, wo man den ganzen Winter an einem Orte zubringen wollte, würde ich nach Maßgabe der Krankheit, und des individuellen Charakters, bey Frankreich: Marseille, Hieres und Nizza; bey Spanien: Barcelona, Valencia, Gandia, und Palma de Mallorka; bey Italien: die Angaben obiger Reisenden empfehlen. Die Hypochondristen, die viel Zerstreuung brauchen, würde ich also nach Marseille, Barcelona, und Valencia, die Brustkranken, die

*) Am ersten und zweyten Bande des angeführten Gemäldes von Valencia.

**) Siehe dessen Spaziergang nach Syracus. (Leipzig bey Hartknoch.)

einer noch milderen Luft bedürfen, nach Hieres, Nizza und Gandia, beyde nach Mallorka schicken, doch versteht es sich von selbst, daß auch beyden kleine Excursionen sehr zuträglich sind.

Was die Kosten einer solchen Südreise betrift, so machen die angegebenen Veränderungen des Planes natürlich einen sehr großen Unterschied. Wer, um mit Frankreich anzufangen, fünf bis sechs Monat immer hin und herreisen will, der nehme wenigstens drittehalbtausend Thaler Sächsisch an, vorausgesetzt, daß er immer mit der Diligence reisen und alle unnöthigen Ausgaben vermeiden wird. Wer aber mit gleicher Sparsamkeit immer an einem Orte leben will, für den würden dreizehn bis funfzehn hundert Thaler völlig hinreichend seyn. Es versteht sich übrigens, daß in diesen Angaben auch sämmtliche Kosten der Hin- und Herreise begriffen sind.

Die Kosten in Spanien betreffend, so kann man sie in beyden Fällen gut und gern auf ein Drittheil niedriger anschlagen, wiewohl es allerdings auch in diesen Provinzen mit jedem Jahre theurer wird. Was aber den Aufwand in Italien anlangt, so glaube ich nicht, daß man in diesem Lande wohlfeiler als in Frankreich reisen kann, weshalb man sich in jenen Werken Raths erholen muß. — Das von den Südreisen, jetzt von den Südcuren, wegen welcher man jene zu unternehmen pflegt.

Zwey Hauptklassen von Kranken sind es besonders, die man zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach den südlichen Ländern von Europa zu schicken pflegt, solche, die an Nervenübeln leiden, und solche, die mit Brustkrankheiten behaftet sind. Eigentlich sind es nur die erstern, die sich durch diese Reisen wieder herstellen können, die letztern werden zwar einige Linderung finden, im Ganzen

aber um nichts gebessert seyn. Wenn wir also von einer Südcur reden, so können wir eigentlich nur auf die erstern Rücksicht nehmen, ohne daß wir jedoch den letztern verwehren wollen, daraus für sich zu brauchen, was Ihnen zuträglich seyn kann.

Vor allen Dingen werfe man also seine Pulver, Elixire u. s. w. zum Fenster hinaus, und gebe allen seinen hypochondrischen Grillen den Abschied. Nur immer vorwärts, das milde Klima, die reine belebende Meeresluft, die herrlichen Früchte, der vortrefliche Wein, die Abwechselung der Gegenstände, die Bewegung, die Entfernung von allen Localverhältnissen, die Befreyung von allen quälenden Arbeiten, werden in wenig Wochen Wunder thun. Dabey esse und trinke man alles kalt, wasche sich täglich mit Wein, und nehme einen Tag um den andern ein mäßig kaltes

Bad; man halte sich ferner blos an die Vorschriften seines teutschen Arztes, und vertraue sich keinem der empirischen Charlatans, weder in Montpellier, noch in Nizza, weder in Hieres, noch in Marseille an. Wenn man diese Rathschläge befolgt, die natürlich immer nach Maßgabe der Umstände zu modificiren sind, so wird man schon im dritten Monat völlig hergestellt seyn *).

*) Man vergleiche übrigens die Reisepläne am 1. u. 2ten Theile des Gemäldes von Valencia.

Briefe aus der Quarantaine.

Folgende Briefe waren ursprünglich französisch geschrieben, und rühren von einem meiner provençalischen Freunde her. Ich habe sie um so lieber in diese Sammlung aufgenommen, da sie eine Menge neuer Details enthalten, die man sicher nicht ohne Vergnügen lesen wird; zumal da eine Menge erläuternder Anmerkungen hinzugekommen sind. Eine vollständige Abhandlung über die Quarantaineanstalten zu Marseille, die ich Gelegenheit gehabt habe in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, denke ich unverzüglich an einem andern Orte zu liefern.

d. H.

Erster Brief.

An Bord der Santa Rosalia,
vor Anker bey der Insel Pomeques, 5 Seemeilen von Marseille
d. 15 Dec. 1803.

Mein letzter Brief war aus Algier vom zweyten November, und wird Ihnen wahrscheinlich mit dem Consulatspakete richtig zugekommen seyn. Seit dieser Zeit haben wir unsere Ladung von Wolle, trocknen Häuten u. s. w. eingenommen, sind am neun und zwanzigsten in See gegangen und gestern ohne weitern Zufall glücklich hier angelangt.

Es war ungefähr vier Uhr Morgens, als wir die Inseln von Marseille zu Gesicht bekamen. Der Wind war sanfter Ost, der reine südliche Himmel zeigte sich in seiner ganzen Pracht. Um sechs Uhr hörten wir den gewöhnlichen Signalschuß, und mit anbrechendem Tage befanden wir uns gerade von der Insel Pomèques, wo die levantischen Schiffe vor Anker gehn.

Wir legen bey, wir ziehen die Flagge auf, das Fort giebt ein Signal, und wenig Minuten nachher ruft uns der wachthabende Corporal durch ein Sprachrohr an: — Wo kommt ihr her? — Wie heißt ihr? — Was habt ihr geladen? — Was für eine Patente habt ihr?

„Wir kommen von Algier. — Wir heißen Santa Rosalia, Capitain Thomasini. — Wir haben Wolle und trockne Häute geladen. — Wir haben Patente Nette, unter dem vierten December ausgestellt. — Der Corporal heißt uns nunmehr, an dem für diese Patente bestimmten Platze vor Anker gehn, und so segeln wir vollends in die kleine Bucht hinein.

Kaum waren indessen die Anker gefallen, als unser Capitain das Boot auszusetzen befahl, um zu dem Commandanten hinüber zu fahren, dessen Wohnung hart an dem Ufer befindlich ist. Da ich den Capitain, unserer

Verabredung gemäß, überall hinbegleiten durfte, so habe ich alle diese Formalitäten auf das genaueste kennen gelernt.

Zuerst hielten wir also in einiger Entfernung vom Ufer still, doch so, daß unser Boot der Wohnung des Commandanten gerade gegenüber zu liegen kam. Bald darauf erschien dieser selbst, fing das vorige Examen, wiewohl weit umständlicher, von neuem an, und erlaubte endlich dem Capitain, sich nach der Consigne zu verfügen, die am Eingange des Hafens von Marseille befindlich ist. Da der Wind günstig war, legten wir die fünf Seemeilen von Pomèques nach Marseille, mit unserm gutsegelnden Boote in drittehalb Stunden zurück.

So wie wir in den Hafen hineinruderten, sahen wir uns auf einmal mitten in das lebendigste Getümmel versetzt. In den Forts zogen die Wachen auf, und die Kays waren mit Tausenden von Menschen bedeckt. Die Fischerbarken kamen aus der See zurück, hun-

dert Hafenboote durchkreuzten sich, und um und neben uns segelte ein languedokischer Convoy hinein. Wir legten uns vor die Consigne, die zu diesem Ende mit einem Balcon versehen ist, und bald darauf fingen die Formalitäten an.

Das erste Geschäft war nun, den Capitain auf das Evangelium schwören zu lassen, wozu man aber keinesweges eine Bibel zu brauchen pflegt. Es ist nichts als ein Quartblatt, mit dem Anfang des Evangelisten Johannes, das auf ein Bret geklebt, und unter Glas gefaßt ist. Dieses wird dem Capitain, der die rechte Hand darauf legen muß, vermittelst eines Stieles hingehalten, während der Sanitätsintendant mit lauter Stimme sagt: — „Vous jurez, que Vous allez dire la vérité.“

Nach dieser ersten, nie zu unterlassenden Formalität, fing man nun ein weitläuftiges Examen mit uns an. — „Wo kommt ihr her? — Wie heißt ihr? — Was habt

ihr geladen? — Wenn seyd ihr abgesegelt? — Seyd ihr irgendwo eingelaufen oder habt ihr sonst in der See Communicationen gehabt? — Wie stark ist eure Equipage? — Wieviel und welche Passagiers habt ihr bey euch?" — Mit einem Worte, der Intendant fragte nach allen Umständen, die nur bey einer solchen Expedition gedenkbar sind. Zuletzt forderte er dem Capitain die Patente ab, und erkannte sie erst nach der genauesten Vergleichung mit der registrirten Declaration als „Patente nette" und „en regle" an.

Jetzt wurde nach den Briefen gefragt, deren fast jedes levantische Schiff eine Menge bey sich zu haben pflegt. Zuerst hieß es: — „Habt ihr Briefe für die Regierung oder für eine höhere Autorität bey euch?" — Ja! — „So befestigt sie an die Zange!" — Es geschah, die Parfümsmaschine ward herbeygebracht, und die an den Rändern aufgeschnittenen Briefe wur-

den hineingelegt. Eben so wurden nachher die bloßen Kaufmannsbriefe übergeben, um auf die gewöhnliche Art durch Weinessig gezogen zu werden; indem das Räuchern nur eine Vergünstigung ist. Nachdem nun alle diese Operationen geendigt waren, erhielt der Capitain Befehl nach Pomègues zurückzukehren und bis auf weitere Ordre vor Anker zu bleiben.

Da liegen wir also mit zwey Wachtböten umgeben, und warten die nähere Bestimmung unserer Quarantaine ab. Sobald diese erfolgt ist, werde ich noch vor Oefnung der Luken nach dem Lazarethe gehen, weil mir dann wenigstens eine Decade an meiner Quarantaine zu gute kommt *). Unterdessen suche ich mich bey der besten Laune zu erhalten,

*) Wenn sich nemlich der Passagier, der seine Quarantaine im Lazarethe halten will, vor Oefnung der Schiffsluken ausschifft, fängt seine Quarantaine mit dem Tage seines Eintritts, im Gegentheil aber erst nach der gänzlichen Ausladung der Güter an.

und hoffe auch, daß es mir bey diesem herrlichen Wetter nicht zu schwer werden soll. — Doch genug für heute, leben Sie wohl mein theuerster Freund. — In einigen Tagen fange ich einen neuen Brief aus dem Lazarethe an.

Zweyter Brief.

Im Lazareth von Marseille
17. Dec. 1803.

Sie sehen aus der Ueberschrift, mein theuerster Freund, daß ich in der völligen Quarantaine bin. Gestern erhielten wir den Befehl zur Ausladung und erfuhren zugleich, daß die Quarantaine der Waaren auf acht und zwanzig, die des Schiffes, und folglich auch der meinigen, auf zwanzig Tage festgesetzt worden sey. Da ich die meinige, wie Sie wissen, nicht an Bord halten wollte, so eilte ich, mich noch vor Eröfnung der Luken auszuschiffen, und langte daher gestern Nachmittags im Lazarethe an.

Ehe ich indessen das Schiff verlassen durfte, ward von den an Bord befindlichen Wächtern noch eine genaue Untersuchung aller meiner Sachen angestellt. Anzahl, Beschaffenheit, Susceptibilität oder Nonsusceptibilität, u. s. w. alles ward auf das genaueste einregistrirt. Zum Glück war ich vorbereitet gewesen, und hatte keine Waaren eingepackt, mein Coffre ward also, mit Vorbehalt der gewöhnlichen dreytägigen Pürge oder Lüftung, für zulässig erklärt.

Jetzt fing ich also an, den schönen Golf zu durchschneiden, der hier und da mit lavirenden Küstenfahrern bedeckt war. Links erhob sich die hohe felsichte Küste, rechts ein Theil der Stadt mit dem Fort, Notre Dame de la Garde genannt. Vor mir hatte ich die Vista mit ihren Gärten und Landhäusern, und seitwärts erblickte ich das einsame Lazareth mit seinen hohen Arcaden, weißen Mauern und rothen Pforten, wie auf der

Grenze

Grenze zwischen dem Reiche des Lebens und des Todes erbaut.

Noch etwa achtzig Toisen und wir hatten den kleinen Hafen des Lazarethes erreicht. Wir legen an dem Kay Nr. I. an, der für die Patente nette bestimmt ist; die doppelte Pforte der beyden Mauern öfnet sich, ich werde von meinem künftigen Wächter mit einem tüchtigen Parfüm empfangen, und endlich durch die Barrieren hindurch geführt. Wir gehen dann auf ein ziemlich großes, mit hohen Arcaden versehenes Gebäude zu, er leitet mich eine Treppe hinan, schließt ein kleines Zimmerchen auf und schiebt mich mit einem: „Voici votre loge" hinein. Meine Sachen wurden von diesem Augenblicke an auf drey Tage en Pürge gesetzt, d. h. sie wurden in eine offene Arcade aufgehängt, wo sie die Luft durchstreichen kann.

Vor allen Dingen suchte ich mich nun zuerst mit der Einrichtung meines Zimmers bekannt zu machen. Es war untapezirt, wie

sich von selbst versteht, hatte einen kleinen Alcoven, worin eine eiserne Bettstelle mit einer ziemlich harten Matrazze stand, und war bloß mit den nöthigsten Meublen, das heißt, mit einem Tische und zwey geflochtenen Stühlen versehen. Die Läge war gegen Süd-Südost, die Aussicht gieng auf den Golf, die Tourette und die halbe Stadt. Uebrigens hatte ich noch einen Theil der offenen Gallerie zu meinem Gebrauche, die längs des ganzen Gebäudes hinlief.

„Nur gutes Muthes mein werther Herr!“ — sagte mein Wächter, der unterdessen Licht geholt hatte, um ein Bündel duftenden Thymian im Camine anzustecken — „Nur gutes Muthes, und nur vor allen Dingen an Speise und Trank gedacht. — Hier ist der Zettel vom Aubergisten — lesen sie sich aus und nachher wollen wir weiter sehn!“

Gesagt, gethan; ehe eine Viertelstunde vergieng, stand eine gute Mahlzeit bereit,

und ich muß gestehen, daß die Philosophie meines ehrlichen Wächters völlig praktisch war. Als wir geendigt hatten, zog er sich vor die Thür in seine Schlafstelle zurück, worauf der Pförtner alles mit Schloß und Riegel verwahrte, und mich bey meiner Verwunderung höflich auf das Quarantainegesetz verwies.

Es war acht Uhr Abends, ich konnte unmöglich so zeitig schlafen gehn. Sinnend stellte ich mich an das offene Fenster, athmete die erquickende Meeresluft, und sah dem Spiele der Wellen zu, auf denen der Vollmond schwamm. — „Nur gutes Muthes!“ — sagte ich zu mir selbst — „in neunzehn Tagen habe ich meine Jeannette verdient!“ — Süß und schmeichelnd schien mir die milde Luft ihre Küsse zuzuwehen, und ehe ichs mich versahe, hatte mich leis und lieblich der Schlaf überrascht.

Dritter Brief.

Im Lazareth von Marseille
21. Dec. 1803.

Vorgestern habe ich meinen ersten Spaziergang in dem für unsere Patente bestimmten Bezirke gemacht. Es ist ein ziemlich großer Rasenplatz mit einigen kleinen Springbrunnen, der der Landpforte gegenüber liegt. An der Mauer blühten Mandelbäume, und zwischen dem Rasen sproßten Veilchen und Hyacinthen hervor. Dankbar segnete ich den Menschenfreund, dem der arme, von allem Leben und allem Genusse getrennte Fremdling diese seine einzige Erhohlung schuldig ist.

Als es Essenszeit wurde, war ich neugierig die Wohnung des Speisewirths zu sehen. Sie liegt seitwärts, ziemlich weit von unserer Halle entfernt, und ist mit einer hohen Mauer umgeben, in der bloß eine einzige schmale Thür und ein sogenannter Aussprung zum vertheilen der Schüsseln angebracht ist.

Es war mir nicht erlaubt mich über drey Toisen zu nähern, indessen konnte ich in der Ferne zusehen. Lächeln Sie nur mein theuerster Freund, aber es war doch immer ein Zeitvertreib.

Nachmittags bekam ich einen Besuch von dem Capitain des Lazarethes, dem ich durch Herrn A — empfohlen worden war. Wenn ich aber sage, ich bekam einen Besuch, so heißt das, er blieb in der Thür meines Zimmers stehn, während ich mich oben am Fenster hielt. Es ist ein alter äußerst ehrwürdiger Mann, der dreyßig Jahr in der Levante gelebt hat, und diesen Handel mit allen seinen Gefahren vollkommen kennt. Er hatte die Güte mir Bücher und Zeitungen anzubieten, und schenkte mir eine ganze Stunde, in der ich eine Menge das Lazareth betreffende Details erfuhr.

So sagte er mir z. B. daß während seiner siebenzehnjährigen Amtsführung die eigentliche Pest an vierzigmal im Lazareth gewesen

sey; daß Howard *) so gut als gar nichts von den hiesigen Quarantaineanstalten gesagt, und nie die sehr geheimgehaltenen Reglements zu Gesicht bekommen habe; daß man noch jedes Jahr neue Erfahrungen mache und neue Vorsichtsmaßregeln einführe, zumal in Ansehung der susceptiblen Waaren, wo ein kleines Stück Bindfaden die Pest in ein ganzes Land bringen kann, u. s. w.

Gestern Morgens erhielt ich einen Brief von Herrn C — der erst vorgestern Abends von Aix zurückgekommen war. Er schickte mir Wein, Matrazzen u. s. w. und hoffte den andern Nachmittag mit meiner lieben Jeannette, die sich noch in S — befindet, bey mir zu seyn. Ich fühlte, daß ich dieses holde Mädchen nie zu theuer erkaufen könnte, und so vergiengen mir einige Stunden unter alle

*) In seinem bekannten Werke: „Ueber die Lazarethe Europa's." Was er von den Quarantaineanstalten zu Marseille sagt, ist in der That eben so unvollständig als fehlerhaft.

D. H.

den süßen Schwärmereien, die der hoffnungsvollen Liebe eigen sind.

Nachmittags beschäftigte ich mich, die vielen Inschriften zu lesen, die ich an den weißen Wänden meines Zimmers fand. Es waren deren fast in allen europäischen Sprachen darunter, sie drückten aber größtentheils immer dieselben Empfindungen, d. h. Langeweile und Unzufriedenheit, Sehnsucht und Hoffnung aus. Eine arabische indessen fiel mir doch ihrer Sonderbarkeit wegen auf: — „Das Leben ist eine Quarantaine für das Paradies. — Unvermuthet entdeckte ich noch zuletzt in einer Fensterscheibe den Namen eines meiner ältesten Freunde M. der im Jahre 1789 mit einem tunesischen Schiffe hier gewesen war. Er ist jetzt tief im Norden, aber er schien in diesem Augenblicke an meiner Seite zu seyn.

Mit dem Abendessen hatte ich die Freude eine Violine zu bekommen, die den Nachmittag für mich geholt worden war. Von mei-

ner Liebe berauscht, stellte ich mich auf die Gallerie und spielte und sang in die liebliche schwärmerische Nacht hinein. Zwey junge Griechen, die einige Zimmer von mir wohnten, wurden dadurch begeistert und faßten mit bewundernswürdiger Leichtigkeit meine Melodien auf. So sangen wir beynahe zwey Stunden lang in beständigem Entzücken fort, bis endlich der Vollmond in die Wellen tauchte, und die süße Ermattung unsere Augen schloß.

Vierter Brief.

Im Lazareth von Marseille
24. Dec. 1808.

Es ist Weihnachtsabend. — Ich habe sie gesehn, ich habe sie gesehn, die das Glück meines Lebens machen wird. — Ich erwartete sie schon gestern; keine Nachricht weder von Herrn C — noch von ihr. — Unruhig irrte ich umher und gieng wohl hundertmal

längs des Parloirs auf und ab, endlich brach der Abend an, die Pforte ward verschlossen und ich schlief unter dem Rasseln des Sturmes und dem Tosen des Meeres ein.

Als ich am andern Morgen erwachte, war der Himmel rein und klar und das stille freundliche Meer mit unzähligen Fischerbarken bedeckt. Mit einenmale höre ich die Glokke lauten, und wenig Minuten darauf tritt mein Wächter mit einem dicken Briefe und einem Rosenstocke herein. Voll froher Ahnungen reiße ich ihm das Paket aus den Händen, und lese — und lese — o schönster Augenblick meines Lebens — und lese, daß meine Jeannette gestern Abends glücklich angekommen ist und diesen Nachmittag ihren „geliebten Freund“ bewillkommen wird.

So kam der Mittag heran, voll Freude und Hast vermochte ich kaum einige Bissen zu essen und unterhielt meinen guten ehrlichen Fabrice von nichts, als Jeannetten und unserm Wiedersehn. Endlich ist es halb zwey Uhr,

ich nehme ihn bey der Hand und ziehe ihn eilig die Treppe hinab.

Mit ängstlich freudiger Erwartung zähle ich nun jede Minute, die mir das ersehnte Signal geben soll, daß jemand mich zu sprechen verlangt. — Endlich, sieben und vierzig Minuten auf zwey, höre ich den Pförtner seine Glocke ziehn — eins — zwey — drey — o Gott! es ist meine Nummer! — es ist das Signal für mich. — Athemlos stürze ich zum Gitter hin — da stand sie hold und freundlich, wie eine himmlische Gestalt vor mir. — Vergebens strecke ich meine Arme nach ihr aus, vergebens will ich sie an meinen Busen drücken, wehmüthig lächelt sie mich an, drückt mein Bild an ihre Brust, und wirft mir, mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe und Innigkeit, einige Küsse zu.

Selige Blicke, selige Worte, ihr allein trugt unsere Empfindungen hin und her! — „Nur noch vierzehn Tage“ — sagte ich —

„und dann auf ewig, auf ewig bey dir!“ — „O wenn ich dürfte!“ — sagte sie — „und wenn wir nur beyde zusammen stürben!“ — Endlich nach drey schönen glücklichen Stunden mußten wir uns trennen. — Sie weinte, sie küßte mein Bild wohl tausendmal — was ich dabey fühlte — o ich habe keine Worte dafür!

Als ich wieder in mein Zimmer kam, fand ich einen großen Korb mit tausend Geschenken ihrer Zärtlichkeit. Wäsche, Orangen, Wein, Confituren, Chocolade, u. s. w. Das gute Mädchen hatte für alles gesorgt. Ein kleiner Brief lag dabey voll süßer Liebe und Innigkeit. — Ach es war Weihnachtsabend! — Es war Weihnachtsabend für mich — alle Freuden meiner Kindheit flossen in diesem Gefühle zusammen — ich spielte und sang, ich ließ den besten Wein kommen, der nur zu finden war, und schenkte dem alten Fabrice ein Glas nach dem andern ein, während er lächelnd den Weihnachtsklotz

schürte, und mit abgenommener Mütze Jeannettens Gesundheit trank.

Fünfter Brief *).

Im Lazareth von Marseille
5. Jan. 1804.

Freude! Freude mein theuerster Freund! heute ist mein letzter Quarantainetag! — Eigentlich sollte es erst der sechste seyn, aber ich gewinne den sogenannten „Jour de grace“ den man immer zuzugestehen pflegt. — Ich kann wohl sagen, Jeannettens Liebe hat mir alles leicht gemacht, so daß ich nie gesünder gewesen bin. — Diesen Mittag habe ich sie zum letztenmale am Gitter gesehen; morgen—

*) Die Leser werden leicht bemerken, daß hier in dem Datum eine ziemliche Lücke ist. Da aber die Briefe vom 26. Dec. bis 4. Jan. wenig Merkwürdiges enthalten, so glaubte sie der Herausgeber unterdrükken zu müssen, um so mehr, da die Entwickelung des Ganzen dadurch beschleunigt wird.

morgen um diese Zeit werde ich sie in meine Arme schließen können.

Vor einer Stunde hat mich der gute alte Lazarethcapitain besucht, und die Formalität auf morgen früh um neun Uhr angesetzt. Ich werde noch eine häßliche Räucherung zu überstehen haben, indessen hat mich meine gute Jeannette mit doppeltem Eau de Lavande versehn. Auch diese Briefe werden noch tüchtig durchstochen und geräuchert werden, der Himmel gebe nur, daß der Name des holden Mädchens unbeschädigt bleibt.

Gute Nacht mein lieber alter Freund, es ist eilf Uhr, ich will mich niederlegen, um morgen mit der Sonne aufzustehn. In einigen Tagen schließe ich diesen Brief, und Sie erhalten das ganze Paket durch unsern Freund T. der den zehnten nach M. abgeht.

Marseille 7. Jan. 1804.

Ich schreibe Ihnen dieses in Jeannettens Zimmer, mein theuerster Freund, nachdem ich

seit gestern der Liebe und dem Leben wiedergegeben bin. Hier lesen Sie, wie es mit meinem endlichen Abschiede aus der Quarantaine zugegangen ist.

Um neun Uhr Morgens erschien mein Wächter mit einem Bündel des abscheulichsten Parfüms, den Sie sich denken können, bat mich, einige Minuten in den kleinen Vorsaal zu treten, und zündete nun den ganzen Haufen an allen Ecken an. So wie das Zimmer mit dem dicken stinkenden Rauche völlig angefüllt war, mußte ich mich wieder hineinbegeben, und blieb nun wirklich fünf bis sechs Minuten in eine Art Höllenpfuhl eingesperrt. Endlich aber ward ich erlöst, und in den Saal geführt, wo der Lazarethcapitain, sein Lieutenant, der Arzt, der Chirurgus und noch ein anderer bereits für gesund erklärter Passagier befindlich waren.

Kaum hatte ich einige Schritte vorwärts gethan, so nahm mich der Capitain bey der Hand — „Vous avez la libre entrée mon

cher Monsieur!“ — und führte mich mit diesen Worten wieder unter die Lebenden ein. Alles umarmt mich, alles wünscht mir nunmehr Glück, und so setzen wir uns fröhlich zum Frühstück hin.

Endlich um zehn Uhr höre ich den Pförtner meine Nummer anschlagen. — Jeannette! — Jeannette! — rufe ich außer mir, nehme hastig Abschied, stürze nach der Pforte zu, werde mit der Marque des Capitains sogleich hindurchgelassen, und sehe — und sehe Jeannetten, die mir in die Arme sinkt. — Gott welch' ein Augenblick! — er war voll unnennbarer Seligkeit! —

Wonnetrunken stiegen wir nun in den Wagen, und langten in dem Hause des besten Vaters an, das nun für immer das meinige bleiben wird.

Anmerkungen.

Erster Brief.

Die Inseln von Marseille. Sie heißen Pomègues, Ratonneau und L'Isle d'If. Bey der ersten, welche einen kleinen Hafen hat, pflegen die levantischen, und überhaupt alle der Pest verdächtigen Schiffe ihre Quarantaine zu halten; die zweyte ist völlig unbenutzt; auf der dritten ist ein kleines Fort befindlich, das ehedem oft zum Staatsgefängniß, z. B. für den berüchtigten Mirabeau gedient hat, und jetzt zum Depot der nach Corsica und der Insel Elba bestimmten Deportirten gebraucht wird. Alle drey Inseln haben eine kleine Besatzung und einige Batterien, sind aber völlig unfruchtbar.

Ihre

Ihre Entfernung von Marseille wird zu drey bis fünf Seemeilen angegeben, wobey die Insel d'If die nächste, Pomègues die entfernteste ist.

Den gewöhnlichen Signalschuß. In Kriegszeiten wird der Hafen von Marseille mit einer Kette verschlossen, die wie gewöhnlich auf einer schmalen, aus mehrern Gliedern bestehenden, beweglichen Bohlenbrücke ruht. Die Oeffnung oder Sperrung des Hafens wird Morgens und Abends mit Sonnen-Aufgang und Untergang durch zwey Kanonenschüsse angedeutet, wovon der erste vor, der zweyte unmittelbar nach der Operation gegeben wird.

Das Fort giebt ein Signal. Es hißte nemlich die Flagge auf, die zur Signalisirung eines Schiffes von dieser Nation (wahrscheinlich eines Ragusaners) gebraucht wird. Dieses Signal wird dann sogleich auf dem Fort de Notre Dame de la Garde wiederholt, von wo man es in ganz Marseille

sehen, und also die Ankunft des Schiffes u. s. w. in einem Augenblicke wissen kann.

Was für eine Patente habt Ihr? Kein Schiff kann in einem mittelländischen Hafen zugelassen werden, besonders wenn es aus einer sogenannten Echelle kommt; es muß mit einer Patente, oder einem Gesundheitspasse versehen seyn. Diese Patente wird von dem Consul oder dessen Stellvertreter ausgestellt, und muß die genauste und gewissenhafteste Erklärung über den Gesundheitszustand des Hafens enthalten, wo das Schiff seine Ladung eingenommen hat. Je nachdem nun jener abwechselt, kann diese Patente entweder Patente nette, Patente touchee, Patente soupçonnee, oder Patente brute seyn.

Patente nette heißt sie, wenn der Gesundheitszustand vollkommen beruhigend, ohne das mindeste Anzeichen von Pest, oder irgend einer ansteckenden Krankheit angegeben wird. Patente touchee wird sie genannt, wenn

zwar dasselbe versichert, allein hinzugefügt wird, daß Schiffe, wiewohl zur Zeit noch ohne Kranke, aus verdächtigen Orten dort angekommen. Patente soupçonnee heißt sie, wenn erklärt wird, daß eine bösartige epidemische Krankheit dort herrscht, oder auch, daß Communication mit Caravanen Statt findet, die aus Gegenden herkommen, wo die Pest grassirt. Patente brute endlich heißt sie, wenn gesagt wird, daß die Pest im Orte, oder in der Nachbarschaft grassirt, und aus diesem Platze Waaren am Bord des Schiffes selbst befindlich sind.

Diese Patenten sind es nun, nach denen mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Ladung, und den Zustand der Equipage, die Art und die Länge der Quarantaine festgesetzt wird, weshalb auch der Consul für die Richtigkeit derselben mit seinem Kopfe haften muß. Eben so ist aber auch der Schiffer, der sich in Ansehung der Patente einer Nachlässigkeit, oder Unredlichkeit schuldig macht, den

größten Unannehmlichkeiten und Strafen ausgesetzt.

Wir hielten in einiger Entfernung vom Ufer still. Man begreift die Ursache ohne Schwierigkeit, weil jede unmittelbare Communication, oder Berührung, als wodurch die Pest allein fortgepflanzt wird, vermieden werden muß.

Er erlaubte dem Capitain sich nach der Consigne zu verfügen. Dieses geschieht auf folgende Art: Ein sogenanntes Bateau de Service, oder Quarantaineboot, deren immer mehrere bey Pomègues bereit liegen müssen, nimmt das Boot des Capitains auf das Schlepptau, und verhindert alle Communication mit ihm. Zum Ueberfluß ist es selbst mit der gewöhnlichen weißen Quarantaineflagge versehn, so daß es von allen übrigen erkannt, und vermieden werden kann.

Die Consigne ist das Gebäude, worin die Gesundheitsbüreaus befindlich sind. Es

ist hart unter dem Fort St. Jean auf den Rost gebaut, besteht aber nur aus einem Erdgeschosse, worin ein Zimmer für die Sitzungen, eines für das Archiv, ein großer Speisesaal, einige kleine Brunnen, und ein Vorhaus mit einigen Magazinen befindlich sind. Man ist eben im Begriffe die Consigne zu vergrößern, hat aber einen sehr unglücklichen Zeitpunkt dazu gewählt, da sich der ehemahls so große Levantehandel, Dank sey es den vortreflichen Masregeln der französischen Regierung, fast ganz nach Triest und Genua gezogen hat.

Die Parfümsmaschine. Sie besteht aus einem ungefähr 6 französische Fuß hohen, und 1½ Fuß im Durchmesser haltenden Cilinder von Eichenholz, der auf allen seinen Fugen mit Eisen beschlagen, oben mit einem Deckel versehen, unten aber völlig offen ist. Zwey Fuß vom Deckel ist ein kleiner Rost angebracht, und unten ist ein Reif befindlich, der genau auf ein Kohlfeuer von

demselben Diameter paßt. Sollen nun Briefe durchräuchert werden, so werden sie auf den Rost gelegt, der Cilinder wird auf das, mit dem Parfüm versehene Kohlfeuer gesetzt, und der Deckel zugemacht. Auf diese Art ist der Rauch völlig eingeschlossen, und zieht sich in alle Theile der wohldurchstochenen Briefe hinein, ohne daß die Schrift, und das Papier merklich beschädigt wird. Jene Mühe pflegt man sich aber nur bey Briefen für die Regierung, oder sonst vornehme Personen zu geben; die gewöhnlichen Kaufmannsbriefe werden ohne Umstände durch Weinessig gezogen, und bekommen natürlich ein sehr schmuziges Ansehn davon.

Nach dem Lazareth begeben. Das Lazareth liegt nordwärts von der Stadt, auf einer Anhöhe, ungefähr 50 Toisen davon entfernt. Es besteht aus mehrern großen Abtheilungen, Gebäuden, Hallen u. s. w., die man jedoch im Allgemeinen, unter den Namen des großen und kleinen Lazare-

thes, d. h. des bloßen Vorsichts- und des eigentlichen Pestlazarethes zu unterscheiden pflegt. Das Ganze ist mit einer doppelten, 25 Fuß hohen, und 6 Toisen von einander entfernten Mauer umgeben, zwischen denen immer eine Wache patrouillirt, so daß jede Communication unmöglich ist. Auf der Seeseite hat das Lazareth einen kleinen Hafen, an welchem mehrere für die verschiedenen Patente bestimmte Kays befindlich sind, wovon jeder seinen eigenen doppelten Eingang hat. Auf der Landseite kann jedermann bis an die erste Pforte gehen, auf der Seeseite aber darf sich kein Boot über die bezeichnete sogenannte Reserve wagen, oder es wird sogleich in Brand gesteckt. Das Lazareth ist im Jahre 1666 erbaut; die jetzige vollkommne Einrichtung aber besteht erst seit 1757. — Der Riß, den Howard in seinem bekannten Werke geliefert hat, ist äußerst fehlerhaft, wie man sich durch die Vergleichung mit dem Origi-

nalrisse überzeugen kann, den die Intendanz besitzt.

Zweyter Brief.

Meinen künftigen Wächter. Jeder Quarantenaire — so heißt man die Quarantaine haltenden — bekommt seinen eigenen Garde, der theils zu seiner Bedienung, theils zu seiner Bewachung bestimmt ist, damit auch nicht die geringste Communication mit ihm Statt haben kann. Diese Wächter sind gewöhnlich alte invalide Matrosen und Seesoldaten, die aber die Intendanz mit großer Vorsicht wählt. Sie verlassen den Quarantenaire nicht eher, als bis eine, ihm etwa zustoßende Unpäßlichkeit, einen verdächtigen Character annimmt.

Meine Sachen wurden en Purge gesetzt. Diese Purge, oder Lüftung der Waaren, ist eine der wesentlichsten und wich-

tigsten Operationen der ganzen Quarantaine-anstalt. Zu diesem Ende sind in dem Lazarethe eine Menge großer offener Arcaden oder Hangars erbaut, wo die Waaren theils nach den verschiedenen Patenten, theils nach den verschiedenen Arten der Purge aufgestellt werden, und wo wenigstens für 30,000 Ballen Raum vorhanden ist. Es würde unmöglich seyn, hier alle Details darüber anzuführen, zumal da die Operationen sogar verschieden sind; ich muß daher auf meine größere Abhandlung verweisen, wo alles umständlich auseinander gesetzt werden soll.

Die Aussicht gieng auf die Tourette. So heißt man eine ziemlich große Terrasse, die von dem Fort St. Jean bis an die alte Cathedralkirche längs des Meeres hinläuft, und wo man den ganzen Golf mit der gegenüberliegenden Landschaft übersehen kann. Es ist zu bedauern, daß der heftige Mistral oder Nordwestwind hier keine Anlagen von Bäumen gestattet, und daß der sonst

so schöne Platz längs der Stadtseite mit lauter elenden Fischerbaraken eingefaßt ist.

Er verweist mich auf das Quarantainegesetz. Der Pförtner muß mit einbrechender Dunkelheit alle äußere Thüren der Quarantainezimmer verschließen, und die Schlüssel dem Lazarethcapitain überliefern. Unterließe er jenes aus Nachlässigkeit oder Gefälligkeit, so würde er sein Amt verlieren, ja er könnte, nach Maßgabe eintretender Umstände, sogar criminell behandelt werden.

Dritter Brief.

(Hier sind keine Anmerkungen hinzuzufügen.)

Vierter Brief.

Ich ging längs der Parloirs auf und ab. Der Parloir ist eine lange schmale Gallerie, die sich rechter Hand bey dem

Haupteingange befindet, und auf den Rasenplatz des ersten, für die Patente nette bestimmten Enclos stößt. Um alle Communicationen zu verhindern, ist sie auf der innern und äußern Seite mit starken bis an das Dach gehenden Drathgittern versehen, die zum Ueberfluß noch durch einen zwey Fuß breiten Graben getrennt sind. Hier können nun die Quarantenaires, doch wohl verstanden nur die, welche Patente nette haben, ihre Freunde nach Belieben sehen, und sich mit Ihnen unterhalten, so gut es möglich ist.

Ich höre den Pförtner die Glocke ziehn. Jeder Quarantenaire hat eine Nummer. Sobald etwas für ihn abgegeben wird, oder sobald ihn jemand zu sprechen verlangt, wird ihm dieses von dem Pförtner durch eben so viel Glockenschläge angezeigt.

Während Fabrice den Weihnachtsklotz schürte. Einer alten provençalischen Sitte gemäß, wird am Weih-

nachtsabend ein ungeheuer großer Fichtenklotz, Calignau oder Calenbau genannt, in den Camin gelegt, und mit Oel und Wein begossen, damit ein sogenanntes Cacho-Fuech, oder Freudenfeuer entsteht.

Fünfter Brief.

Eine häßliche Räucherung zu überstehen. Es werden halbverfaulte Espartomatten, alte aufgedrieselte Schiffstaue, altes Lederwerk, trockne Soda und nasses Stroh dazu genommen, was einen äußerst dicken Rauch, und wahrhaft höllischen Gestank verursacht.

Ueber Seefischereyen im Allgemeinen, nebst einigen Bemerkungen über die provençalischen Fischer.

Sie kennen die herrliche Aussicht vom Fort Notre Dame de la Garde bey Marseille, wo man den ganzen Golf mit einem Blicke übersehen kann. Hier habe ich die Idee zu einem Werke gefaßt, das vielleicht Ihrer gütigen Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth ist.

Es giebt vortrefliche Systeme der Ichthyologie, es giebt sehr gute Werke über die Fischerey als Handwerk betrachtet; aber eine alles umfassende Geschichte der Seefischereyen in pittoresker, industrieller und merkantilischer Hinsicht,

giebt es meines Wissens noch nicht. Und dennoch wieviel herrliche Parthien würde ein solches Werk nicht in sich fassen! Wie interessant würde es für den Dilettanten, wie wichtig für den Statistiker seyn!

Die Härings- und die Sardellenfischerey; die Bank von Terreneuve und die Corallenriffe von Bona; der Wallfisch- und der Thonfischfang; endlich die Lebensarten, die Sitten, die Eigenthümlichkeiten der Fischer, und alle Contraste der nordischen und der südlichen, der europäischen, und außereuropäischen Meere — wie viel schöne, große, lebendige Gemälde, der ganzen Kunst des Malers und des Schriftstellers werth!

Zweytens die industriellen, die mechanischen Merkwürdigkeiten der Fischereyen selbst, mit den umständlichsten Details über die Anstalten, die Werkzeuge und die mannichfaltigen Modificationen dieser Beschäftigung, je nachdem das Local oder die Gattung, das Clima oder die Nation verschieden

ist! Ferner die genauesten Nachrichten von der Zubereitung, Vervielfältigung und Veränderung des Produktes, ehe es zu dem Handel passend wird, mit allen dahin gehörigen Verordnungen, Gebräuchen, und Verschiedenheiten, die bekannt geworden sind.

Drittens endlich die Geschichte des Handels, seiner mannichfaltigen Veränderungen, und seines Ertrages selbst, mit allen den dahin gehörigen Verträgen, Gesetzen, und nationalen Verschiedenheiten; ein großes statistisch-mercantilisches Gemälde, das aber auf unzählige philosophische Bemerkungen über den Einfluß des Clima's, der Religion, der Kriege und der Moden führet. Das Ganze — doch es würde unbescheiden seyn, Ihnen die Ausführung eines solchen Werkes ankündigen zu wollen — lieber will ich Sie noch von einigen Eigenthümlichkeiten der provençalischen Fischer unterhalten, die Ihnen vielleicht noch unbekannt sind.

Die provençalischen Fischer sind ein äusserst starker und kräftiger Menschenschlag; man sieht leicht, daß die Fischerey in den milden südlichen Meeren, bey weitem nicht so beschwerlich, als in den rauhen nördlichen ist. Sie haben die ganze Energie und Rohheit des alten provençalischen Charakters, die ganze Originalität ihrer antiquen Sitten, die ganze Einfachheit ihrer alten Sprache behalten, und bilden eine eigene, alle andern ausschließende Caste, in der man noch die unvermischte Nachkommenschaft der alten Phocäer zu finden glaubt. Sie haben selbst, was Fischereyen anlangt, eine eigene Jurisdiction, die in Marseille residirt, und unter dem Namen „Jurisdiction des prud'hommes Pêcheurs bekannt ist.

Der Ursprung dieses wirklich bemerkenswerthen Gerichtshofes datirt bis in das zehnte Jahrhundert zurück; die eigentliche Organisation desselben aber, wie sie, trotz der alles verändernden Revolution, doch noch jetzt

besteht,

besteht, fängt erst mit dem Jahre 1431 an. Die Prud'hommes, an der Zahl vier, sind als die Aeltesten der sämmtlichen Fischer anzusehn, werden alle Jahre neu erwählt, und üben während ihres Amtes eine unumschränkte Gewalt über alle die Fischerey betreffende Gegenstände aus.

Gewöhnlich finden ihre Gerichtsversammlungen jeden Sonntag Nachmittag um zwey Uhr in ihrem Zunfthause Statt, das am Ende des Quays St. Jean, der Consigne gegenüber, liegt. Hier werden alle Klagen mündlich angebracht, alle Urtheile nach der Stimmenmehrheit gefällt; — „La ley vous coundano" — das Gesetz verdammt euch — mit dieser einzigen, alle Appellation ausschließenden Formel ist alles abgethan. Statt aller Kosten werden von jeder Partey zwey Sols bezahlt, und statt aller Formalitäten pflegen die Prud'hommes schwarz gekleidet zu seyn. Uebrigens haben die Fischer ein Archiv voll vieler wichtiger, besonders die Fischerey be-

treffender Aktenstücke, das man selbst in den Zeiten der jacobinischen Barbarey unangetastet gelassen hat.

Nicht weniger Aufmerksamkeit scheinen auch die gymnastischen Uebungen der hiesigen Fischer zu verdienen, die ich daher keineswegs mit Stillschweigen übergehen darf. Hierher gehört zuerst das Mastenklettern, la Biguo genannt, das man nachher auch in andern Häfen unter dem Namen „Mat de Cocagne“ nachgeahmt hat. Es wird bekanntlich ein mit Talg bestrichener Mast dazu gebraucht, der von einem Schiffe, bisweilen auch vom Lande ausgelegt ist, und auf dem nun jeder Preisbewerber mit bloßen Füßen bis an die Spitze hin gehen muß. Sie können leicht vermuthen, daß dieses, besonders im Anfange, nur sehr wenigen gelingt, daß eine Menge poßirlicher Scenen dadurch entstehn, und daß das Ganze, besonders für die niedern Classen der Einwohner von Marseille, ein wahres Götterfest ist.

Weit glänzender, aber auch weit seltener, ist das Fischerstechen, la Targuo genannt. Hierzu werden lange, schmale, äußerst leichte Kähne genommen, die vorn an der Spitze mit einem vier Fuß langen, doch nur zehn Zoll breiten Bretchen versehen sind. Auf diesem letztern nehmen die mit einem Schilde und einer stumpfen Lanze bewafneten Kämpfer ihre Plätze ein, während der Kahn von sechs starken Männern gerudert wird. Gewöhnlich werden nicht mehr als zwölf bis sechszehn Kähne zu der Targuo genommen, und nach ihren verschiedenen Farben in zwey gleiche Haufen abgetheilt.

So haben sie sich also in einer Entfernung von drey bis vier Schifslängen einander gegenüber gestellt, und warten das Zeichen zum Anfang ab. Der Canonenschuß geschieht, und mit Blizzesschnelle rudern sie von beyden Seiten auf einander zu. Sie nähern sich, sie sind im Begriffe einander zu berühren; in dem Augenblicke bemüht sich jeder

Kämpfer mit Hülfe der Lanze seinen Gegner in das Wasser zu stürzen, während er selbst dem Stoße des andern auszuweichen sucht. Wem dieses am öftersten gelingt, der trägt den Preis davon.

Sehr interessant ist es übrigens, die Fischer, besonders des Abends, mit ihrem Fange in den Hafen zurückkommen zu sehn. Die nassen röthlichen Netze sind an dem Maste aufgehangen, die weiten Boote mit Körben angefüllt, die weißen Segel glänzen im Abendrothe, und Barque an Barque schwebt auf den purpurnen Fluthen herein.

So wie sich die Fischer dem Kay genähert haben, drängt sich alles um die Kommenden her. Die Trägerinnen, die Bettler, die Speisewirthe, die Fischhändler, alle wollen züerst befriedigt seyn, und alle überlassen sich der provençalischen Lebhaftigkeit. Unter wildem Getümmel werden auf diese Art endlich die Boote ausgeleert, ein langer Haufe von Trägern zieht mit den Körben den Quay

hinauf, und die Fischer eilen zu ihren harrenden Weibern, um morgen mit Tagesanbruch wieder in See zu gehn.

Ueber die Wanderungen der provençalischen Schaafheerden.

Sie fragen mich, ob ich Ihnen nicht zu Ihrem schönen, interessanten Werke: „Ueber das Hirtenleben" *) einen Beitrag aus der Provence liefern kann? Hier haben Sie einige Details über die Wanderungen der provençalischen Schaafheerden, die man im Winter auf der Crau, im Sommer auf den Gebirgen weiden läßt.

Die Crau ist eine große, in der Mittelprovence und am linken Ufer der Rhone

*) Im Namen meines Freundes kann ich hiermit dem Publicum die Versicherung geben, daß jenes für Dilettanten und Oeconomen gleich wichtige Werk in kurzem vollendet seyn wird.

gelegene Ebene, die zwanzig Lieuen im Umfange hat. Acht Lieuen davon sind bloß mit Kieseln bedeckt, die übrigen zwölf hingegen, die durch einen Canal bewässert werden, sind ziemlich gut angebaut. Auf jenem Kieselfelde ist es, wo man die hiesigen Heerden weiden läßt.

Wenn man den unbebauten Theil der Crau zuerst erblickt, so bietet sich dem Auge nichts als ein unübersehbares, mit dem Himmel zusammenfließendes Steinmeer an. Welchen Punkt man auch betrachten mag, überall sieht man Kiesel an Kiesel gereiht, kaum ist der Fahrweg ein wenig lichter davon. Untersucht man den Boden genauer, so zeigt sich, daß diese Kiesel eine Art puddingartiger Masse bilden, die drey bis vier, an einigen Orten gar funfzig Fuß in die Erde dringt; daß aber unter der obersten Schicht eine bräunliche, meistens aus Kalk- Thon- und Sandtheilen gemischte Erde befindlich ist.

Untersucht man die Kiesel selbst, so findet man deren von der Größe einer Erbse bis zur Größe eines Kiesels hinauf; man trift deren, die fest und glänzend, und andere, die bröcklicht und verwittert sind; man findet sie bald von der Natur der nordwärts gelegenen Gebirge, und bald ganz verschieden davon. Aus allen diesen Beobachtungen scheint man mit einigem Grunde schließen zu dürfen, daß die Crau ehedem ein großes, mit dem Meere in Verbindung stehendes Bassin gewesen ist.

Gleichwohl giebt dieses öde, dem Anscheine nach völlig unfruchtbare Steinfeld, ein vortrefliches Weideland für die hiesigen Schaafe ab. Unter und zwischen jenen Kieseln nemlich pflanzen sich eine Menge der feinsten aromatischen Futterkräuter fort, die den Schaafen äußerst zuträglich sind, und deren Genusse man auch die Feinheit und Vortreflichkeit des hiesigen Hammelfleisches zuschreiben muß. Dieser ganze Theil der Crau ist dennoch in mehrere große Weideplätze oder Cou-

sous abgetheilt, deren Grenzen durch Steinhaufen bezeichnet sind.

Auf diesen Cousous nun bringen die Schaafe die Wintermonate November bis April, bey Tage in völliger Freiheit, bey Nacht in Hürden, wiewohl immer unter freyem Himmel zu. Die Hürde pflegt aller zwey Tage, theils der Reinlichkeit, theils noch öfter des Windes wegen verändert zu werden, den man durch eine erhöhte, mit Matten bedeckte Wand abzuhalten sucht. Für die Sicherheit der Heerden ist durch große Hunde gesorgt, die von einer den hiesigen Gebirgen eigenthümlichen Race herstammen, und die ganze Nacht um die Hürden herum zu patrouilliren gewöhnt sind.

Was die Hirten selbst anlangt, so führen sie eine äußerst beschwerliche Lebensart, und bringen bey der armseligsten Nahrung den ganzen Winter unter freyem Himmel zu. Zwar ist bey jedem Cousou eine Hütte befindlich, diese wird aber nur zum Aufbewah-

ren des Holzes und der übrigen Provisionen *) gebraucht; der Hirt ist verbunden in der Hürde zu schlafen, wo er nichts als eine Espartonatte, einen Schaafpelz und seinen Mantel hat. — Dies von den Winterweiden der Heerden auf der Crau; jetzt einige Bemerkungen über die Sommerweiden auf den Gebirgen der Oberprovence und der Dauphiné, wozu die Monate May bis Oktober bestimmt sind.

Bey diesen Sommerweiden finden einige andere Einrichtungen als bey den vorigen Statt. Hier werden nemlich die Cousous jedes Jahr von neuem bestimmt, und deshalb mit den Thalbewohnern eigene Contrakte abgeschlossen. Die Heerden werden bey starkem Regenwetter u. s. w. in große bedeckte Hal-

*) Das Holz wird schon im September einige Lieuen weit für den ganzen Winter herbeygeschaft; Wasser liefert ein Brunnen, der in jedem Couson befindlich ist; die übrigen Provisionen werden aus dem Dorf St. Martin de la Crau herbeygeholt.

len getrieben, und die Hirten leben von einander oft mehrere Stunden weit entfernt.

Was die Wanderungen selbst anlangt, so dürfte die jährlich zweymal hin und her zu machende Reise zwischen dreyßig bis vierzig Lieuen betragen, je nachdem die Weideplätze der verschiedenen Heerden näher oder entfernter sind. Da alles auf Sicherheit und Ersparniß ankommt, so pflegen gewöhnlich mehrere Eigenthümer ihre Heerden zusammen zu thun, woraus denn sogenannte Compagnien von zehn bis zwölftausend, ja von zwanzig bis vierzigtausend Stück entstehn.

Die Bailes oder Oberschäfer der einzelnen Heerden, woraus jede Compagnie zusammengesetzt ist, wählen nun einen aus ihrer Mitte zum Chef der ganzen Compagnie, der Baile comptable genannt wird, die Direktion des Ganzen führt, und gleichsam als der Präsident des Schäfercollegiums anzusehen ist. Allen Compagnien werden übrigens ihre eigenen Droyes oder Carraires

angewiesen, worunter man die für die Schaafe ausschließend bestimmten Wege versteht.

Soll nun die Reise angetreten werden, so wird die ganze Compagnie in gleiche Haufen von zweytausend Stück oder in sogenannte Escabourts abgetheilt, wovon wieder jedem ein besondrer Weg angewiesen ist, so daß alle Escabourts auf der Hauptroute der Compagnie in parallelen Linien neben einander hinziehn. In der Mitte des ersten Haufens befindet sich der Baile comptable mit sämmtlichen Oberschäfern, der Bagage u. s. w. und dieser Haufen wird la Robbe oder das Hauptquartier genannt.

Jeder Haufe hat übrigens eine Menge Ziegen und mehrere Leitböcke oder Menouns bey sich, die zu Anführung des ganzen Escabourts vortreflich abgerichtet sind. Die Reise selbst, die wie gesagt, dreyßig bis vierzig Lieuen beträgt, nimmt wegen der großen Langsamkeit zwanzig bis dreyßig Tage weg, ohne daß man jedoch, die Nachtlager ausge-

nommen, einen eigentlichen Aufenthalt zu machen pflegt.

Das sind die Wanderungen der provençalischen Schaafe, das sind die Eigenthümlichkeiten ihrer Hirten, in deren Charakter man die ganze Originalität ihres Standes bemerkt. Wenn Sie einst in ihrem treflichen Werke von den Wanderungen der spanischen Schaafe, und von den Hirten der Pyrenäen und Alpen reden, so vergessen Sie auch meine ehrlichen Provençalen nicht.

Della Maria.

Eine biographische Skitze.

Peter Anton Dominique della Maria war zwar zu Marseille geboren (14. Jun. 1769), indessen stammten seine Aeltern eigentlich aus Trient an der tyrolischen Grenze her. Frühzeitig von seinem musikalischen Vater in dieser herrlichen Kunst unterrichtet, überließ er sich derselben schon im vierten Jahre mit aller der Liebe und Lebhaftigkeit, wodurch sich das wahre Genie von jeher ausgezeichnet hat. Als ein Knabe von eilf Jahren hatte er bereits auf dem Violoncell eine so große Fertigkeit erlangt, daß er sich in

öffentlichen Concerten mit allgemeinem Beyfall hören ließ.

In seinem funfzehnten Jahre ward er auf ein Comtoir gethan, und zeichnete sich auch hier zu seinem Vortheil aus. Bald aber gewann der Instinkt des Genies die Oberhand, della Maria verließ den Handel, und nahm bey einem geschickten Componisten Unterricht. Drey Jahre nachher schrieb er bereits die Oper Idomeneus, die in Aix und Marseille mit rauschendem Beyfall aufgeführt ward, und bey allen ihren Fehlern dennoch sehr große Talente verräth.

Della Maria, durch diese günstige Aufnahme stolz gemacht, fing an sich bereits für einen fertigen Componisten zu halten, und reiste mit dieser, einem so jungen Manne leicht verzeihlichen Anmaßung nach Italien ab. Allein eine Demüthigung, die ihm hier vor einer glänzenden Gesellschaft von einem alten Capellmeister wiederfuhr, überzeugte ihn bald vom Gegentheil. Schon den andern

Morgen eilte er selbst zu jenem unbarmherzigen Spötter, nahm Unterricht bey ihm, und setzte sich nun erst in den Regeln des Contrapunktes und der eigentlichen Theorie des Satzes fest. Noch lange nachher, und im Augenblicke seines größten Triumphes, sah er jene Demüthigung als eine eigentliche Wohlthat an.

Ein ganzes Jahr hatte er in der Schule dieses strengen Lehrers zugebracht; drey folgende nahm er noch bey den vornehmsten italiänischen Componisten Unterricht. Unter diesen war ihm keiner so unvergeßlich geblieben, als Paisiello, mit dem er eine innige Freundschaft geschlossen hatte, und von dem er immer mit begeisterter Zärtlichkeit sprach. Während aller dieser Studien indessen hatte er sein Lieblingsinstrument das Violoncell keinesweges vernachläßigt, und ward als Virtuose darauf angesehn.

Fünf Jahre hatte er auf diese Art in Venedig, Rom und Neapel verlebt, als er

einen Antrag als Direktor des Orchesters nach Triest erhielt. Er entschloß sich diese Stelle anzunehmen, weil sie ihm hinlängliche Muße zu seinen Studien übrig ließ, wiewohl der Gehalt ziemlich unbedeutend war. Hier fuhr er fort, sich besonders mit den mathematischen Verhältnissen der Tonkunst zu beschäftigen, die jedem gründlichen Componisten unentbehrlich sind.

Bald darauf hatte della Maria das Glück, die Bekanntschaft des berühmten Sängers Crescentini zu machen, und eine Arie für ihn zu componiren, die allgemeinen Beyfall erhielt. Dies, so wie die Empfehlung des edeln Crescentini verschaften ihm eine, für einen Franzosen seltene Auszeichnung. Er erhielt nemlich den Auftrag, eine neue Oper il Maestro di Capella zu componiren, und sah sie überall mit rauschendem Beyfall aufgeführt. Dasselbe war der Fall mit seinem „Matrimonio per Scomessa" dem „Eunuco finto" der Partenopé

nopé u. s. w. die er kurz auf einander folgen ließ. Trotz aller dieser Auszeichnungen indessen, entschloß er sich bald darauf, nach Marseille, und wenig Monate später nach Paris zu gehn.

Kaum ist er angekommen, als ihm ein günstiger Zufall die Bekanntschaft des Dichters Dûval verschafft. Er erhält dessen niedliches Stück „Le Prisonnier“ als Oper zu componiren, vollendet diese Arbeit in einer Woche, und hat die Freude, seine Musik mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen zu sehn. Dasselbe war der Fall mit einigen andern Opern, besonders mit „L'oncle et le Valet“ sie wurden sämmtlich dreyßig bis vierzigmal nach einander aufgeführt, und erwarben Della Maria die ehrenvollste Auszeichnung. — „C'est le compositeur de l'amour“ — pflegte Gretry von ihm zu sagen, und auch Dalleyrac *), Tarchi,

*) „L'on trouve dans les ouvrages de Della Maria — sagt Dalleyrac, — partout un

G

Bayerische Staatsbibliothek München

Martini u. s. w. sprachen mit großer Achtung von ihm.

Dennoch war Della Maria weit entfernt, mit seinen eigenen Arbeiten völlig zufrieden zu seyn. Er fühlte wohl, daß er noch etwas besseres liefern könnte und schrieb daher die Oper „Rosalba“, die für sein vorzügliches Werk gehalten werden kann. Hierzu wollte er noch ein anderes aus dem Ossian gezogenes Sujet bearbeiten, und so seinen Verleumdern, und auch er hatte deren einige, beweisen, daß er nicht nur ein artiger, sondern auch ein großer Tonkünstler sey.

Aber es war ihm nicht vergönnt, diesen vollkommnen Triumph, den Gegenstand seiner

chant aimable et facile, un stile pur et élégant, des accompagnemens legers et brillians, enfin des pensées charmantes. Ces qualités réunies à la veritable expression des paroles, ce qui est le plus extraordinaire sans doute dans un élève d'une écolé étrangère, ont placé Della-Maria à côté de nos meilleurs compositeurs.“

heißesten Wünsche, erleben zu können; denn ein plötzlicher Tod raffte ihn schon in seinem ein und dreyßigsten Jahre dahin. Dem Anscheine nach bey völligem Wohlseyn, sank er eines Morgens auf der Straße um, ward von Unbekannten nach der Todenhalle gebracht, und erst mehrere Tage nachher von seinen traurenden Freunden zur Erde bestattet.

Das war das Ende des edeln, liebenswürdigen Della Maria, dessen sanfter, reiner und kindlicher Charakter in seinen Compositionen wiederzufinden ist. Die Kenner werden ihm eine Stelle neben Gluck anweisen, die Freunde der Musik werden ihn mit Gretry den Componisten der Liebe nennen.

La Sainte Baume.

Ohngefähr sechs Lieuen von Marseille, in jener großen Bergkette, die sich rings um den Golf und die Ebene von Marseille herumzieht, liegt ein an fünfhundert Toisen hoher, größtentheils völlig kahler Berg, den man unter dem Namen Montagne de la Sainte Baume kennt.

In diesem Berge ist es, wo man in einer Höhe von fünftehalbhundert Toisen eine tiefe Felsengrotte findet, in der, einer leicht zu würdigenden Tradition gemäß, die heilige Magdalena ihre letzten Tage als Büßerin zugebracht haben soll. Man hatte eine Kapelle darin, so wie ein Dominikanerkloster daneben erbaut; und das Ganze wurde

besonders von dem weiblichen Geschlechte als ein heiliger Wallfahrtsort angesehen.

Die Gebäude sind während der Revolution zerstört, die Wallfahrten verboten worden, die Höhle hat nach der zertrümmerten Statue der Heiligen (von Pujet) auch für den Reisenden keine Merkwürdigkeiten mehr. Aber ich habe bey dieser Gelegenheit ein Gedicht kennen gelernt, das ein ziemlich interessanter Beytrag zu der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Verirrungen ist. Um es desto besser würdigen zu können, mögen zuerst einige Nachrichten von dem Verfasser hier stehen.

Ein junger Mann, Namens Jean Louis Barthelemy, geboren im Jahre 1626 zu Valreas in der Provence, hatte sich in seinem achtzehnten Jahre in ein Mädchen verliebt, die Magdalene hieß, die er aber wenig Wochen vor der Heyrath durch den Tod verlor. In seinem Schmerze beschloß er nun, der Welt auf ewig zu entsagen, ließ sich bey den

Carmelitern von Valreas einkleiden, und fand seinen einzigen Trost in der Verfertigung eines Gedichtes, dessen Gegenstand die Schutzheilige seiner Geliebten war.

Fünf Jahre hatte er fast unausgesetzt, oft mehrere Tage hinter einander an diesem Gedichte gearbeitet *); als er es endlich im Jahre 1661 unter dem Titel: La Magdelaine au desert de la Ste Baume en Provence. Poeme spirituel et chrétien en douze Livres" zu Lyon abdrucken ließ. Es blieb indessen bey Lebzeiten des Verfassers völlig unbekannt, nur erst ein Jahr nach seinem Tode (1671) ward es durch den Jesuiten Bertet der Vergessenheit entrissen, und nachher mehrmals wieder abgedruckt. Hier sind einige Proben daraus:

*) Zuweilen soll er ein und zwanzig Stunden über einem einzigen Verse gebrütet haben; wobey man besonders folgenden citirt, indem er die Heilige einen Todtenkopf betrachten läßt:

„Elle voit son Futur dans ce présent passé".

Von der Bekehrung der Heiligen heißt es:

„Mais enfin Dieu changea ce charbon en rubis;
„La corneille en colombe, et la louve en brebis;
„Un enfer en un ciel, le rien en quelque chose;
„Le chardon en un lys, l'épine en une rose;
„En grace le péché, l'impuissance en pouvoir;
„Le vice en la vertu, le chaudron en miroir.

Dreyßig Jahre brachte hierauf die Heilige mit Weinen über ihren vorigen Lebenswandel im Walde zu.

„Ces bois la font passer pour une hama dryade;
„Ses larmes font penser, que c'est une nayade;
„Venez donc curieux, et vous rencontrerez
„Une nymphe aquatique au milieu des fôrets.

Im Verfolge werden die Augen der Heiligen „Chandelles fondues“ genannt; wie

sie auch aus „Moulins à vent“ jetzt „Moulins à eau“ geworden sind. Die blonden Haare, womit Maria Magdalena die Füße des Heilandes abtrocknet, heißen hier ein „Torchon doré“; die Thränen, die Gott weint, sind lauter „Eau de vie“; der Heiland wird „Le grand opérateur“ genannt, weil er ihr die Augen öffnete, eben so auch „Le grand Hercule qui purgea l'étable de son coeur“ u. s. w.

Ein andermal findet folgender possirlicher Discours zwischen der Heiligen und dem Echo Statt:

M. Que donne le monde aux siens le plus souvent?
Echo: vent.
M. Que dois-je vaincre ici, sans jamais relacher?
Echo: La chair.
M. Qui fut la cause des maux, qui me sont survenus?
Echo: Venus.

M. Que faut-il dire après d'une telle infidelle?
Echo: Fi d'elle.

Natürlich mußte ein solcher Dichter auch einen sehr hohen Begriff von seinen Versen haben, daher sagt er:

„Si vous aimez des vers la grace et la douceur,
„Les miens en ont assez, pour vous gagner le coeur;
„Et si vous en cherchez les subtiles pensées,
„Les pointes de ceux-ci ne sont point emoussées.

Daß er sich überhaupt für einen sehr großen Dichter gehalten haben muß, beweist auch seine sogenannte Eliade, worin er das Leben und die Himmelfahrt des Propheten Elias beschreibt, und wodurch er die profane Iliade desto leichter zu verdrängen hoffte. Dieses Gedicht ist indessen ungedruckt geblieben, weil es nach der Meinung der Carmeliter, die ihren Ordensbruder doch für einen

großen Dichter hielten, gar zu sublim befunden ward. Denken Sie, wie unsinnig es gewesen seyn muß!

Wer weiß indessen, was dem wahnsinnigen Jean Louis Barthelemy, sonst Pater Pierre de St. Louis genannt, noch einmal in unserm lieben Vaterlande für eine Ehre vorbehalten ist? Wer weiß, ob er nicht noch künftig für einen der ersten Dichter anerkannt, und noch obendrein übersetzt werden wird. Wer weiß — nun die Magdaleniade ist in der bekannten Sammlung von de la Monnaie abgedruckt, und das Manuscript der Eliade soll auf der Bibliothek des Lyceums zu Aix befindlich seyn.

Die Sternwarte zu Marseille.

Die hiesige Sternwarte ward in den Jahren 1699 — 1702 erbaut, in den Jahren 1794 — 1795 aber reparirt, und mit mehrern neuen Einrichtungen versehen. Bis zum Jahre 1764 ward sie von den Jesuiten administrirt, nachher aber von dem ehrwürdigen Silvabolle dirigirt, dem im Jahre 1800 der thätige und biedere Thulis als jetziger Direktor nachgefolgt ist.

Das ganze unter dem Namen Observatoire de la Marine bekannte Gebäude, liegt auf einem Hügel, Bütte de Moulins genannt, den man als die höchste Stelle der Stadt ansehen kann. Es besteht aus drey Stockwerken, wovon das erste die Wohnung des Conciergen, das zweyte die Wohnung des Direktors, das dritte die eigentliche

Sternwarte enthält. Ich werde sie fast ganz allein von dem letzten unterhalten, weil es doch das wichtigste für Sie ist.

Diese dritte Etage besteht nemlich aus einem Vorsaale, einem großen viereckichten Hauptsaale, und aus zwey auf jeder Seite befindlichen Kabinets. Außerdem sind noch drey runde Thürme, einer auf der Nordfaçade, zwey auf der Südfaçade angebracht, und alle mit einer beweglichen Kuppel versehn. Das Dach des Observatoriums selbst ist platt, und giebt eine herrliche Terrasse ab. In der Mitte desselben befindet sich eine Windfahne, deren Zeiger und Zifferblatt an dem Plafond des großen Saales angebracht sind.

An Instrumenten besitzt das Observatorium:

Erstens: Einen sehr schönen gregorianischen Telescop von Schort, mit der Jahrzahl 1756. Foc. 19 Decimeter. Er ruht auf einer parallaktischen Maschine von Acajou, und vergrößert von 200 — 1200 mal. Die

beyden kleinen Spiegel sind seit zwanzig Jahren sehr oxidirt.

Zweytens: Einen andern Telescop, ebenfalls von Schort, Foc. 65 Centimeter. Er vergrößert 90 — 300 mal, und ist mit zwey nicht achromatischen Objektiv-Micrometern versehen.

Drittens: Ein achromatisches Fernrohr von Dollond, Foc. 11 Decimeter, Oeffnung von 63 Millim. Es ruht auf einer parallaktischen Maschine von Acajou, kann als Tubus terrestris eingerichtet werden, und ist mit allem nöthigen Zubehör sehr gut versehn.

Viertens: Ein achromatisches Mittagsfernrohr, Foc. 97 Centim., Axe 81 Centim. Es ist von Lennel gemacht, und mit einem vortreflichen Niveau versehn.

Fünftens: Ein beweglicher Viertelkreis von 97 Centim. Radius; von Le Noir.

Sechstens: Ein Mauerquadrant von 1 Met. 5′ Radius. Er ruht auf einer

Mauer von Werkstücken, ist aber seiner fehlerhaften Eintheilung wegen völlig unbrauchbar.

Siebentens: Eine vortrefliche astronomische Uhr von Louis Berthoud, und mehrere andre kleinere astronomische Instrumente, als Cometensucher u. s. w.

Achtens: Sämmtliche meteorologische Instrumente, die von der Pfälzischen, ehemals zu Mannheim etablirten meteorologischen Gesellschaft, im Jahre 1781 dahin geschickt worden sind.

An Büchern besitzt das Observatorium (die Privatbibliothek des Herrn Thulis natürlich abgerechnet) nur folgende Werke:

1) Eine vollständige Sammlung der Connaissance des temps u. s. w. von 1760 an.

2) Die vollständige Sammlung der Mailändischen astronomischen Ephemeriden.

3) Lalande's Astronomie, die Ausgabe von 1771 und 1792.

4) Die Logarithmentafeln von Gardine.

5) Die acht Bände der von der Pfälzischen meteorologischen Gesellschaft herausgegebenen Beobachtungen.

Das ist der jetzige Zustand des Observatoriums von Marseille; Kenner werden leicht beurtheilen, daß er nichts weniger als glänzend ist. Dennoch verdient der Eifer und die Thätigkeit des edeln kenntnißvollen Thulis, so wie die Geschicklichkeit seines Gehülfen des wackern Jean Lonis Ponz alle Hochachtung. Wahrlich, wer bey allen Vernachlässigungen von oben herab, die sich selbst auf die geringen Gehalte erstrecken, noch so viel leistet, was würde von diesem nicht in einer günstigeren Lage zu erwarten seyn?

Einigen Ersatz für alle diese Unannehmlichkeiten dürfte dem braven Thulis seine schöne Wohnung gewähren, die, wie gesagt, im zweyten Stockwerke befindlich ist. Sie besteht aus sechs bis sieben, sehr bequemen, in einer Reihe fortlaufenden Zimmern, liegt gegen Süd-Süd-Ost, und hat eine vortref-

liche Aussicht, theils nach der Stadt, theils nach der Seeseite hin.

Außer diesen eigentlichen Wohnzimmern aber, hat sich Herr Thulis noch im ersten Stocke ein besonderes Arbeitszimmer einrichten lassen, das zu einer schönen Terrasse und einem daneben befindlichen Gärtchen führt. Hier pflegt Herr Thulis seine Morgen zuzubringen, und hier nimmt er seine literarischen Besuche an. In diesem Zimmer, auf dieser Terrasse war es, wo wir uns unzähligemal von der D. F. H. V. S. G. und einem unserer verehrungswürdigsten Freunde, dem F. V. Z. unterhielten! — Schöne liebliche Morgen, sie werden mir unvergeßlich seyn. Es war mitten im Winter, dennoch wehte uns auf dieser südlichen Seite eine schmeichelnde Mailuft an. Meer und Himmel lachten im Sonnenschein, die Lerchen sangen, die Turteltauben girrten, die Mandel- und Orangenbäume, die Nelken und die Narzissen standen in voller Frühlingspracht; selbst

der

der Boden der Terrasse war mit großen Büscheln Reseda, und dem Antirrhinum Cymbalaria bedeckt. — „Ja!“ — pflegte dann der brave herzliche Thulis zu sagen — „Ja! wenn wir Seeberg in dieses Clima versetzen könnten, es würde die schönste Sternwärte auf der Erde seyn!“

Das Arsenal von Toulon.

Fragment einer künftigen Reisebeschreibung.

Mein Freund W. war mit einem Briefe an den Marinepräfekt, den Contreadmiral Gantheaume, ich selbst mit einem Empfehlungsschreiben an den Generalsecretär der Marinepräfektur, Herrn Berard, versehn; wir konnten demnach der besten Aufnahme versichert seyn. In der That sahen wir alle unsere Wünsche in einem Augenblicke erfüllt;

erhielten einen für drey Tage gültigen Erlaubnißschein, um das Arsenal zu jeder Stunde besehen zu können, wurden an den Commandanten der Rhede empfohlen, und fanden überall Zuvorkommung und Gefälligkeit.

Das Arsenal liegt zwischen dem Hafen und dem Paradeplatze, nur Schade, daß der sonst schöne Eingang in einer schmalen und schmutzigen Straße angebracht ist. Bey unserm Eintritt wurden wir sogleich zu dem wachthabenden Offizier geführt, und erfuhren beym Vorzeigen unserer Eintrittskarte, daß eine so unbedingte und langgültige Erlaubniß in dem gegenwärtigen Augenblicke ohne Beyspiel sey. Indessen nahm er natürlich keinen Anstand, die ihm sehr wohl bekannten Unterschriften zu respektiren, und behandelte uns auch seinerseits mit der zuvorkommendsten Artigkeit.

So traten wir also durch ein schöngearbeitetes Gitterthor in das eigentliche Arsenal

hinein. Vor uns sahen wir in der Ferne die Ruinen des von den Engländern zerstörten Hauptmagazins, rechts wurden wir das ungeheure Gebäude der Corderie oder Seildreherey, links die Schmiede und Stückgießerey gewahr. Wir ließen die letztern vor der Hand unbesehen, gingen über den Canal, und näherten uns dem Chantier, wo wir drey Linienschiffe und zwey Corvetten in Arbeit sahen. Um und neben uns erblickten wir nun nichts als Galeerensclaven, Matrosen, Seesoldaten u. s. w. die den ungeheuren Platz in tausend Richtungen durchkreuzten; eben so vernahmen wir von allen Seiten nichts, als das tausendfältige Getümmel der größten maritimen Thätigkeit.

Nachdem wir jene Schiffe zur Gnüge besehen hatten, setzten wir unsern Weg nach der berühmten Docke fort, die den Namen ihres Erbauers Grognard auf die späteste Nachwelt bringen wird. Wir fanden hier ein 180 franz. Fuß langes, 80 Fuß breites, und

18 Fuß tiefes Baßin, das die Form eines Linienschiffes hat, und mitten in dem Hafen des Arsenals eingemauert ist.

An dem vordern Theile befindet sich eine Schleußenthür, die vermittelst eines dazu eingerichteten Schiffes nach Belieben geöfnet und verschlossen werden kann; an dem hintern Theile ist ein viereckichtes Pumpengebäude angebracht, worin man achtzig schwere Pumpen zählt. Vermöge der Schleußenthür wird das Bassin mit Wasser angefüllt, und das Schiff hinein oder hinaus gebracht; vermöge der Pumpen wird das Bassin völlig trocken gemacht, und das Schiff mit der größten Bequemlichkeit reparirt. Uebrigens sind die innern Wände des Bassins mit stufenartigen Absätzen versehen, auf denen man um das ganze Schiff herumgehen kann, und eben so führen mehrere Treppen von den Quays auf den Boden hinab.

Von hier gingen wir nunmehr durch ein starkbewachtes Gatterthor in den Galeeren-

hof, wo auch eine Menge anderer Gefängnisse befindlich sind. Wir sahen bald, daß diese Galeeren nichts als alte abgetackelte, mastlose Kriegsschiffe waren, deren Verdecke man aber auf beyden Seiten vergrößert, und mit einem Dache versehen hatte, das uns ohngefähr fünf bis sechs Fuß hoch schien. Um die Galeere lief eine Gallerie herum, und vorn vom Ufer führte eine Treppe hinauf. Das Ganze war roth angestrichen, und sah ohngefähr wie eine große hölzerne Caserne aus.

Als wir dem sogenannten Capitain der Galeeren unsere Karte gewiesen hatten, erhielten wir sogleich Erlaubniß, in die erste und größte der Galeeren hineinzugehn. Hier sahen wir denn, daß das Innere in zwey lange Bankreihen eingetheilt war, zwischen denen ein breiter Gang hinlief, daß jede Bank zwey Paar Galeerensclaven faßte, und einem viereckichten Luftloche gegenüber war; daß sich im Hintertheile der Galeere eine Küche, und auf jeder Seite derselben ein Cabinet für die

Aufseher befand; daß endlich das Ganze bey weitem reinlicher, luftiger und weitläuftiger war, als man es sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Wir erfuhren, daß jede Galeere an zwölfhundert Galeriens faßte, und überzeugten uns durch den Augenschein, daß diese Galeeren bloß als Gefängnißschiffe zu betrachten sind.

Was das Schicksal der Galeerensclaven selbst betrift, so ist es zwar im Allgemeinen hart genug, doch keinesweges so unmenschlich, wie es gewöhnlich geschildert wird. Es ist wahr, die Galeriens sind im Allgemeinen zwey und zwey an einander gekettet, haben kein anderes Lager als den Boden, keine andere Bedeckung als grobe Lumpen, keine Nahrung als die gewöhnliche Gefängnißkost, und sind dennoch zu den beschwerlichsten Hafenarbeiten verdammt; indessen finden dennoch eine Menge Verschiedenheiten dabey Statt, wodurch die Lage der meisten sehr erleichtert wird.

Einmal wird jeder nur den dritten Tag zur Arbeit gebraucht, und erhält dann eine etwas größere Ration. Zweytens wird er bey guter Aufführung nach sechs oder acht, zwölf oder sechszehn Monaten von den schweren Ketten befreyt, behält bloß einen leichten Ring am Fuße, und wird mit einem eben so freyen Cameraden zusammengesellt, ohne daß sie an einander geschlossen sind. Drittens steht es jedem frey, sich entweder von seinem Familienzuschusse, oder von dem Ertrage seiner Arbeiten so viel Bequemlichkeiten zu verschaffen, als man in einer Galeere haben kann.

So ist es ihm also erlaubt, sich eine Matrazze, bessere Kleidung, Wäsche u. s. w. zu kaufen; er kann, wenn die Reihe zur Arbeit an ihn kommt, einen andern Cameraden dafür bezahlen; er darf sich Fleisch und Wein hohlen lassen, sobald er nur kein Säufer werden will; mit einem Worte, er kann sich seine Lage außerordentlich erleichtern, und auf der

Galeere so angenehm privatisiren, als es einem Galeerensclaven möglich ist.

Da nun die meisten Galeriens entweder einen Zuschuß von Hause haben, oder eine Handthierung theils für die Galeere selbst, theils für die Matrosen treiben, so nimmt man auf jede Galeere eigentlich nur fünfhundert aktive Hafenarbeiter an. Da diese aber außer ihrer Reihe von den sie stellenden bezahlt werden müssen, so verschaffen sich auch selbst die ärmsten noch immer einige Erleichterung.

Unter den Galeriens, die von ihrem Vermögen leben, trift man häufig ehemals sehr angesehene Männer an. So befanden sich auf der Galeere, die wir besahen, unter andern ein General, der Conscribirten falsche Abschiede verkauft hatte, ein Marinelieutenant, der wegen eines schweren Insubordinationsvergehens in Untersuchung gekommen war; ein Kriegscommissair, der die Cassen bestohlen, und ein Marinesecretär, der falsche Rechnungen geschmiedet hatte.

Allen diesen auf zwanzig bis dreyßig Jahr verdammten Männern waren die obersten Stellen eingeräumt, sie unterschieden sich durch ihre Kleidung, Reinlichkeit u. s. w. auch hatten sie sich vor ihren sogenannten Fenstern kleine Gärten mit Citronen- und Orangenbäumchen angelegt.

Unter den Galeriens, die von dem Ertrage ihrer Handthierungen leben, trift man alle nur mögliche Professionen, und oft sehr talentvolle Künstler an. So waren, um nur von den letztern zu reden, auf der genannten Galeere ein Kupferstecher, ein Violinist, ein Uhrmacher und ein Goldschmid befindlich, von denen der Aufseher mit Achtung sprach. Noch pflegen auf jeder Galeere ein halb Duzzend Possenreißer, zehn bis zwölf Wäscher, eine gleiche Anzahl Köche und wenigstens vier Balbiers zu seyn. Von allen diesen Leuten aber haben nur die letztern ihr Handwerk gelernt, die übrigen fangen es erst auf der Galeere an.

Wir verließen die Galeeren, wo man die Physiognomie der Leidenschaften in allen ihren Abstufungen studiren kann, und eilten nun auch die übrigen Theile des Arsenales zu besehen.

Zuerst wurden wir demnach in die Segelfabrik, dann in die Schmiede, dann in die Böttcherwerkstätte, dann in die Stückgießerey, Seilerey, Bäckerey und Mastenwerkstätte geführt, alles Gegenstände, die man zwar nennen, ohne Kupfer aber nicht beschreiben kann. Neben der Schmiede sahen wir ein kleines Cabinet von allerhand Seemerkwürdigkeiten, und in der Marineschule das vortrefliche Modellzimmer, worin alle auf den Schifsbau und die Seewissenschaften Bezug habende Maschinen u. s. w. aufgestellt sind.

Besonders bewunderten wir die schönen Schiffsmodelle, die Mastenmaschinen, die Modelle von dem Bassin, wodurch man die deutlichsten Begriffe von der Erbauung, den versenkten Kästen u. s. w. erhält. Alles schien

uns mit der größten Genauigkeit gearbeitet zu seyn, doch vermißten wir an einigen Stücken jene Reinlichkeit und Zierlichkeit, die man an ähnlichen englischen und holländischen Modellen durchaus zu finden pflegt.

Nachdem wir alle diese verschiedenen Gebäude besehen hatten, fanden wir, daß das Arsenal, trotz seiner anscheinenden Unregelmäßigkeit, dennoch ein sehr regelmäßiges, an einer Seite offenes Viereck bilde, in dessen Mitte die Docke und der Kriegshafen befindlich ist. Wir glaubten bemerkt zu haben, daß im Ganzen viel Eifer und Thätigkeit, aber nicht überall die beste Oeconomie und Ordnung herrschte, und daß minder an Materialien als an Arbeitern Mangel war. Wir nahmen endlich die Ueberzeugung mit, daß sich eine Marine nicht wie eine conscribirte Landarmee erschaffen lasse, weil auch der größte Enthusiasmus hier nie den Mangel an Uebung und Erfahrung ersetzen kann.

Ueber die Baumwollenpflanzungen in Cypern.

Folgender auf lauter eigene Erfahrungen gegründete Aufsatz rührt von einem achtungswürdigen Kaufmann in Marseille, Herrn Alexis Pascal her, und dürfte kein unwichtiger Beitrag zu einer Monographie der Baumwollenstaude seyn.

d. H.

Bekanntlich sind es die kleinsten Baumwollenstauden, von denen man die beste Baumwolle erhält, und diese sind es auch, die man in Cypern cultivirt. Sie geben eine sehr schöne, reine, weiße, seidenartige, im

Faden äußerst feine Baumwolle, die bloß gegen die übrigen, ihr sonst nachstehenden levantischen Sorten, etwas zu kurz ausfällt.

Was zuerst die Cultur der Baumwollenstauden selbst anlangt, so findet dabey eine große Verschiedenheit Statt. Es giebt nemlich Pflanzungen mit Bewässerung, und Pflanzungen ohne Bewässerung. Bey jenen kommt es nicht ausschließend auf den Boden an, und die Baumwolle ist von weit besserer Qualität; bey diesen muß der Boden alles thun, und die Baumwolle steht der ersten Sorte um 35 p. C. nach. Sämmtliche Pflanzungen nehmen hier übrigens eine 12—15 Lieuen lange Ebene ein, die gegen Norden durch eine Hügelreihe geschützt, gegen Süden aber völlig offen ist.

Wir haben gesagt, daß es bey den Baumwollenpflanzungen mit Bewässerung nicht ausschließend auf den Boden ankommt; indessen wählt man, wenn es möglich ist, ohne die Vortheile der Bewässerung zu verlie-

ren, dennoch immer ein leichtes, feines, röthliches Erdreich dazu, indem man nemlich bey Thon- Sand- und Kiesel-Land weit weniger und kleinere Bälge erhält. Die Plantation wird mit nachher unter zu ackerndem Schafmist (welches der passendste ist) bestreut, und hierauf zwey bis dreymal bewässert, weswegen die ganze Fläche mit kleinen Canälen durchschnitten seyn muß.

Ist dieses geschehen, so läßt man den Boden wieder trocknen, ackert ihn dann zum zweytenmale um, und säet endlich den Samen auf dieselbe Art hinein, wie es bey dem Waizen geschieht. Hierbey muß man aber sehr sorgfältig und gleichmäßig zu Werke gehen, damit zwischen jeder Pflanze wenigstens ein Zwischenraum von vier bis fünf Zoll übrig bleibt.

Von den meisten Pflanzen wird der Same erst vier und zwanzig bis sechs und dreyßig Stunden in Wasser eingeweicht, und mit pulverisirtem Miste bestreut, ehe er in die

Erde kommt; was allerdings zur schnellen Entwicklung desselben beytragen mag. Nachher wird im Allgemeinen die Bewässerung von dem ersten Aufgehn der Pflanzen an bis zu ihrer völligen Reife wenigstens zehn bis zwölfmal wiederholt.

Bey den Pflanzungen ohne Bewässerung muß der Boden schlechterdings in hohem Grade leicht und fruchtbar seyn, wenn die Pflanze gedeihen soll. Er bedarf einer dreymaligen Umackerung, und der Same wird auf eine andere Art gesäet. Es werden nemlich immer 2 — 3 Fuß von einander, in ein 3 — 4 Zoll tiefes Loch 8 — 10 Samenkörner gesteckt, die dann zusammen in einem Büschel aufgehn. Man thut dieses, um sich einigermaßen vor einer Art Käfer zu sichern, die in den nicht bewässerten Feldern großen Schaden anzurichten pflegt.

In Ansehung der Säezeit selbst macht die Bewässerung oder die Nichtbewässerung keinen Unterschied; es kommt vielmehr dar-

auf an, ob man in dem Distrikte die hier nicht ungewöhnliche Landplage, die Heuschrecken zu fürchten hat. Ist dieses der Fall, so kann man nicht vor den letzten Tagen des Mais säen, ist man aber davor gesichert, so nimmt man schon die ersten Tage des Aprils dazu. In diesem Falle fällt auch die Baumwolle immer weit besser aus.

Die Baumwollenerndte geht in der Regel mit der völligen Reife der Pflanze, zu Anfange oder Ende Oktobers, an. Man erkennt dieses an der schwarzbräunlichen Farbe, und den Spalten der Bälge, durch welche die Baumwolle herauszuplatzen anfängt. Sobald man dieses bemerkt, muß man die Erndte beschleunigen, weil sonst die Baumwolle verloren gehn, oder durch den Regen verderben würde. Diese Baumwolle mit den Bälgen oder Kapseln wird „Coton en graine“ genannt.

Zuweilen sieht man sich indessen genöthigt, die Erndte noch vor dem völligen Platzen

der

der Bälge anzufangen, wenn nemlich die Pflanzung in einer Gegend liegt, die den Herbst-Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Die so eingesammelten Bälge müssen dann auf einer Terrasse an die Sonne gelegt werden, damit die unterbrochene Reifung noch einigermaßen zu Stande kommen kann. Diese Baumwolle fällt aber immer unrein, grob und gräulicht aus.

Wenn man die Erndte vollendet hat, so kommt es darauf an, die Baumwolle theils von den Bälgen, theils von den Samen zu reinigen, die in Form kleiner schwarzer Körner äußerst genau damit verbunden ist. Zu diesem Ende bedient man sich einer Maschine, ziemlich uneigentlich Mühle genannt, deren ganzer Mechanismus aus zwey langen, neben einander befindlichen Spindeln, einem Rade, und einer Kurbe besteht.

Die eine Spindel ist von Stahl, und wird vermittelst des Rades in Bewegung gesetzt, das von unten getreten werden kann.

Die zweyte Spindel ist von Holz, und wird durch die dem Rade gegen über befindliche Kurbe gedreht. Beyder Bewegungen müssen also einander entgegengesetzt, und die erste überdem sehr schnell, die zweyte sehr langsam seyn.

Soll nun die Maschine arbeiten, so nimmt ein Mann auf dem vorn befindlichen Brete Platz, setzt beyde Spindeln, die erste durch seinen Fuß, die zweyte durch seine linke Hand in Bewegung, und hält nun über beyde eine Handvoll Baumwolle hin. Durch die Nachbarschaft, die entgegengesetzte Bewegung, und die verschiedene Geschwindigkeit der Spindeln, wird nun der besagte Zweck erreicht. Die Baumwolle wickelt sich darum, ohne daß der Same darin bleiben kann; sie fällt auf die eine, dieser auf die andere Seite hinab. Die so gereinigte Baumwolle wird „Coton en laine“ genannt.

Man sieht leicht, daß diese Maschine sehr unvollkommen ist, daher denn auch diese Ope-

ration bey weitem nicht immer mit gleichem Glücke zu Stande gebracht wird. Entweder die Baumwolle wird von der zu scharfen Stahlspindel zerschnitten, woraus der „Coton coupé“ entsteht, oder die Samenkörner werden mit hinüber gezogen, was den „Coton poivré“ giebt. Zwey äußerst unangenehme Zufälle, die aber bey dem kleinsten Fehler in den Spuhlen, oder bey der geringsten Nachlässigkeit des Arbeiters entstehen.

In Ansehung des Einpackens der Baumwolle verdient blos bemerkt zu werden, daß man soviel als möglich, feuchtes oder regnichtes Wetter dazu wählt; daß die dazu bestimmten Säcke aus einer in Egypten fabricirten, groben Leinwand, Canevas genannt, verfertigt werden, und daß die Baumwolle von einem besonders dazu geübten Arbeiter mit Händen und Füßen, so gleichmäßig als möglich, hineingearbeitet wird.

Ueber südliche Naturen.

Es giebt Menschen — wohlverstanden in unsern nördlichen Breiten — deren Wohlbefinden blos vom Zustande der Atmosphäre, und den Graden der Temperatur abhängt. So stark, so fröhlich, so glücklich sie sich bey heiterem Himmel und einer Wärme von zwölf bis vierzehn Graden zu fühlen pflegen, so schwach, so traurig, so unglücklich wird man sie bey trüber Luft, oder beträchtlich vermindertem Wärmegrade sehen.

Derselbe Unterschied in Ansehung der einzelnen Tage findet auch in Ansehung ganzer Jahrszeiten Statt. Die Monate Mai bis August, wo das Wetter am beständigsten, die Temperatur am wärmsten ist, pflegen auch ihre eigentlichen Lebensmonate zu

seyn, wo alles von Kraft und Kühnheit, von Lust und Thätigkeit bey Ihnen überströmt.

Die Monate September und Oktober, die selten durchaus warm und heiter sind, kündigen sich schon durch eine periodische Schwäche und Muthlosigkeit, und besonders durch jene sonderbare melancholische Stimmung an, die das Welken des Laubes, das Absterben der Vegetation hervorzubringen pflegt.

Die folgenden vier oder fünf Wintermonate, November bis März, werden in beständiger Abspannung, oder unter beständigen Leiden hingebracht, und nur mit den ersten Blumen des Frühlings kehrt wieder einige Hoffnung und einige Erleichterung zurück. — Diese Menschen sind es, von denen ich unter dem Namen südliche Naturen reden will.

Wie oft hat man nicht ihre Schwermuth lächerlich gemacht? Wie oft hat man nicht ihre Leiden für bloße Einbildung erklärt? Aber sollte jenes hohe Gefühl für Licht und Glanz, für Elasticität und Reinheit, für mil-

de belebende Wärme der Atmosphäre täuschend seyn? — Sollte? — Doch ja! — Man will billig, man will sogar großmüthig scheinen, und so giebt man es denn für kränkliche Reizbarkeit aus.

Reizbarkeit — antworte ich diesem scharfsinnigen Herrn — Reizbarkeit ist es allerdings, aber ob es immer kränkliche ist? — Besteht denn die Gesundheit nur darin, eine große Patagonen- oder Grönländer-Natur zu haben, und gegen alles, nur nicht gegen Essen und Trinken unempfindlich zu seyn? Ist nicht vielmehr jene genaue Harmonie mit den Modificationen der Natur die Folge einer weit vollendetern Organisation? Ist jener hohe Sinn für die schönsten Momente ihrer Herrlichkeit, nicht vielmehr die Folge eines weit innigern Lebensgefühls? Ja ich wage zu behaupten, daß diese Reizbarkeit, diese Eigenthümlichkeit, mit einem Worte, diese südliche Natur bey allen genialischen Menschen anzutreffen ist.

Zugestanden muß indessen werden, daß es hier einige Verschiedenheiten, einige bemerkbare Gradationen giebt, und dieselbe Beschaffenheit der Luft, dieselbe Veränderung des Wetters auf einen mehr, auf den andern weniger zu wirken pflegt. Worin sich aber das Gefühl von allen vereinigt, worüber sie alle nur eine Klage führen — wer erräth nicht, daß es die traurigen, daß es die alles ertödtenden Winter sind?

Und findet denn wirklich auch kein wesentlicher Unterschied zwischen nördlichen und südlichen Wintern Statt? Ist diese allgemeine Erstarrung, diese allgemeine Monotonie der Natur im Norden, vielleicht dem kräftigen Leben, und der jugendlichen Schönheit im Süden vorzuziehn? Jene schneebedeckten Felder, jene mit Eis belegten Flüsse, jene verdorrten Bäume, jene allgemeine Zerstörung, Oede und Todesgestalt, hält sie mit den grünenden Fluren, mit den rieselnden Quellen, mit den blühenden Orangenbäumen, mit die-

ser allgemeinen Schönheit, Lieblichkeit, und Lebensfülle eine Vergleichung aus?

Und dann der Einfluß dieser Verschiedenheit auf die Organisation, auf das Spiel der Maschine, in physischer und intellektueller Hinsicht, macht er keinen Unterschied? Dort tausend chronische Uebel, wovon eines das andere ablößt; hier tausend Genüsse des erhöhten Lebensgefühls; dort lauter schwarze verzweiflungsvolle Bilder, in denen sich nur die Todesgestalt der Natur wiederholt; hier nichts als Freude und Heiterkeit, und alles mit Hoffnung und Lieblichkeit erfüllt!

O Hieres! o Valencia! wenn alle Blüthen der Natur verwelkt, alle Hoffnungen des Lebens in meiner Seele erloschen sind; dann will ich meine sehnenden Blicke auf eure Rosenhügel, auf eure Orangenhaine richten, dann will ich mich mit euren schönsten Erinnerungen umgeben, und dem trostlosen Herzen zurufen: Auch du warst in Arcadien!

Einige topographisch-physikalische Bemerkungen über das Departement de Vauclúse.

Nachstehender Aufsatz rührt von einem, mit seinem Departement äußerst genau bekannten Manne her, und dürfte kein ganz unwichtiger Beytrag zu einer künftigen guten Statistik von Frankreich seyn. Ich sage zu einer künftigen guten, weil das so eben bey Buisson in Paris herausgekommene Werk *), zwar im Ganzen nicht ohne Verdienst seyn mag; im Einzelnen aber, und

*) Statistique générale et particulière de la France par Herbin etc. Paris 1803. VI. Voll. gr. in 8.

gerade in Ansehung der südlichen Provinzen, noch viel zu wünschen übrig läßt.

d. H.

Das Departement de Vauclüse, von der berühmten Quelle so benannt, liegt in dem südöstlichen Theile der Republik, zwischen 43° 42′ und 44° 24′ N. B. so wie zwischen 2° 23′ und 3° 20′ SO. Länge von Paris. Es besteht fast ganz aus dem ehemaligen Comtat, wozu man noch das alte Fürstenthum Orange, und einige kleinere Distrikte von der vorigen Provence genommen hat.

Die natürlichen Gränzen anlangend, so ist das Departement nördlich und östlich von hohen Gebirgen, besonders von dem Mont Ventoux, südlich von der Dürance, westlich von der Rhone begränzt; so daß es also in dem stumpfen Winkel eingeschlossen ist, der zwischen jenen Gebirgen, und dem Zusammenflusse dieser beyden Ströme übrig bleibt.

Die politischen Gränzen sind: nördlich, das Departement der Drome; östlich, das Departement der Niederalpen; südlich, das Departement der Rhonemündungen; westlich, das Departement du Gard. Von diesen Departements haben nur die beyden ersten unmittelbare Berührung damit, indem die beyden letzten durch die genannten Ströme davon getrennt sind.

Die topographische Form des Departements ist beynahe oval; der große Durchmesser von NO. nach SO hat 21 Lieuen, der kleine 10; der ganze Flächeninhalt wird auf 136 □ Lieuen angesetzt; wobey die Lieue immer zu 2566 Toisen angenommen ist.

Nach dem bereits oben gesagten, theilen wir das ganze Departement in zwey große Haupttheile, die Ebene, und die Gebirge ein. Die Ebene ist im Grunde weiter nichts, als die Fortsetzung des Rhonethales bis Avignon, und die Fortsetzung des Durancethales von Avignon bis nach Robion. Diese Ebene ist

anfangs, längs der Rhone hin, äußerst eingeschränkt, dehnt sich aber von Orange an allmählig weiter aus, nimmt dann eine zirkelförmige Richtung von Westen nach Osten gegen Sarrians, Monteux, Pernes u. s. w. und läuft endlich südwärts oberhalb Cavaillon, gegen die Durance hinab. Hier und da werden übrigens auf dieser Ebene einige unbedeutende Hügel bemerkt.

Die Gebirge anlangend, so zeigt sich erst im Norden, eine ziemlich hohe, von dem Dromedepartement hereintretende Bergkette, die sich oberhalb Valreas an die sogenannte Montagne de la Lance anschließt. Von Valreas aus geht eine andere Kette gerade südwärts, bis an die Ouveze bey Vaqueyres. Hier verändert sie ihre Richtung, lauft zirkelförmig nach Osten bis zum Mont Ventoux, wendet sich dann wieder nach Süden, und verliert sich endlich in die Gebirge Du Liberon, die erst einige Zeit westwärts, längs der Durance

hinlaufen, und dann in das Departement der Niederalpen hinübergehen.

An Flüssen nennen wir zuerst die beyden großen Ströme, im Süden die Durance, im Westen die Rhone, wie bereits gesagt worden ist; wobey aber auch die sehr wasserreiche Sorgue mit ihren vielen Armen nicht vergessen werden muß. Zugleich finden wir ferner eine Menge kleiner Flüsse, oder eigentlich bloße Gebirgsbäche z. B. den Lez, die Ouveze, die Nesque, u. s. w. die im Sommer meistens trocken, bey einem plötzlichen Anlaufe aber sehr gefährlich sind.

Wir bemerken dabey, daß alle diese Gewässer die Direktion jener beyden großen Ströme haben; d. h. daß sie theils wie die Durance von Osten nach Westen, theils wie die Rhone von Norden nach Süden fließen, je nachdem sie in die eine oder die andere fallen, worunter die Rhone die meisten erhält. Von allen diesen Flüssen wird übrigens nur die Durance zum Ackerbau benutzt,

doch gehen die von ihr abgeleiteten Kanäle, mit allen ihren Seitenabtheilungen noch viel zu wenig, und höchstens drey Lieuen tief in das Land hinein.

Den Boden des Departements anlangend, so treffen wir ihn in verschiedenen Distrikten, bald aus Thonsand, bald aus Kieselerde, bald aus Kalkland bestehend, an. Die erste Sorte finden wir ohngefähr eine □ Lieue in den sogenannten Paluns, welches ehemals Teiche und Moräste abgebende Niederungen, in der Nähe des Zusammenflusses der beyden grossen Ströme sind. Merkwürdige mineralische Produkte werden in diesem Thonsande nicht bemerkt, nur sieht man, daß die untern Schichten aus Kies bestehn, der vermuthlich auf Kalkstein ruht, wie er sich hie und da in einigen kleinen Hügeln zu zeigen scheint.

Die Kieselerde trift man von Orange bis ganz nahe bey Avignon, immer in der Nähe der Rhone an, etwa anderhalb Lieuen

von den ersten Absätzen der östlichen Gebirge entfernt. Dieser ganze Distrikt ist demnach mit einer Menge Kieselgeschiebe bedeckt, die im Grunde aus nichts, als schmuzigweißem Blätterspath bestehn; doch werden auch Flintensteine, kieselartiger Porphyr, quarzartiger Blutstein, agathartige Jaspis, Variolithe, Puddingsteine, u. s. w. darunter bemerkt. Hier und da bilden diese Kiesel kleine, mit Muschelsteinen vermischte Hügel, oder sie bedecken andere, die aus bloßem Sand- und Kalkstein bestehn. Von beyden wird aber keine Spur mehr gefunden, sobald man sich über eine Viertelstunde von der Rhone entfernt.

Kalkland, oder vielmehr Kalkstein, aus welchem die hohen Gebirge bestehn, nimmt fast zwey Theile des ganzen Departemens de Vauclüse ein. Man trift Gyps- und Kohlenadern, Jaspisblöcke, schwefelsauren Eisenstein, und Schwefelkiese darin an, auch werden zuweilen bunte Schörls und Mergel darin

bemerkt. Sind die Gebirge niedrig, und ihre Neigung gering, so werden Petrefakten darin gefunden, bey einer starken Neigung aber zeigt sich nicht die mindeste Spur davon. Eben so findet sich der Muschelstein in höhern Gebirgen nur auf der Oberfläche, da hingegen die niedrigen Absätze zum Theil fast ganz aus Seeprodukten u. s. w. zusammengesetzt sind.

An Mineralien haben diese Gebirge keinen großen Ueberfluß. Man findet nichts als etwas Blutstein, Eisenstein, Bolus, Okker und Bleyerz, aber ohne regelmäßige Schichten, und oft sehr sonderbar zerstreut. Sehr reichlich aber wird der Töpferthon, und zwar in allen Sorten, von dem feinsten Kaolin, bis zu dem gröbsten schieferartigen bemerkt.

Was das Clima des Departements betrift, so kann man leicht vermuthen, daß es bey diesem so sehr verschiedenen Boden auch sehr verschieden seyn muß. Da indessen die

Ebene

Ebene der bewohnteste Theil des ganzen Departements genannt werden kann, so haben wir uns bey folgenden Angaben bloß auf diese beschränkt.

Die Temperatur ist im Allgemeinen äußerst veränderlich. Es ist nichts seltenes, in einigen Stunden Verschiedenheiten von 8 — 10 — 12 Graden, besonders abwärts zu sehn. Die Sommerhitze steigt bis zu 28 Gr. Reaum. die Winterkälte bis zu 9 Gr. In Ansehung der letzten ist bemerkenswerth, daß sie erst seit dem Jahre 1789 so außerordentlich hoch gestiegen ist, da sie vorher selten bis zu fünf Grad kam. Die mittlere Höhe des Barometers ist 28 Z. 2 L. die größte bis jetzt bemerkte Veränderung seines Standes war 1 Z. 10 L.

Ein sehr großer Einfluß auf die Modification der hiesigen Witterung ist besonders den Winden zuzuschreiben, denen das Departement außerordentlich ausgesetzt ist. Unter diesen nennen wir zuerst den äußerst kalten

und durchdringenden Nordwest (Mistraou), der wenigstens zwey Drittheile des Jahres, ja gewissermaßen in allen Jahrszeiten herrscht. Er brauset mit solcher Heftigkeit durch das Rhonethal herunter, daß er oft 160—170 Metres in der Minute, und fast vier Myriametres (Lieuen) in der Stunde durchläuft. Seine Dauer ist verschieden, zuweilen hält er vier, ein andermal sieben, ja wohl auch neun Tage, oft wieder nur vier und zwanzig Stunden an. Dasselbe ist der Fall bey dem eigentlichen Nordwind, so wie bey dem West-Nord-Westwind, der unter dem Namen Bise, Adure, Tems dré häufig mit dem Mistraou verwechselt wird.

Weit weniger leidet man in dem Departement von dem Nordost, da er sich wegen der hohen Alpenkette nur als Nord-Nordost fühlbar machen kann. Man nennt ihn hier Barroußiere, weil er sich bey dem Dorfe Barroux von den Gebirgen herunterzustürzen scheint. Er ist nicht so kalt als die vorigen,

aber er ist zuweilen eben so heftig, und zeichnet sich durch seine ungeheuern Wirbel aus. — So unangenehm indessen auch alle die genannten Winde an und für sich immer seyn mögen, so sehr kühlen sie dennoch in den glühend heißen Sommern die Atmosphäre ab. Nur wenn sie alle drey mit einander zu kämpfen anfangen, pflegen besonders um die Aequinoktien die schrecklichsten Orkane davon zu entstehn.

Aeußerst heftig, wiewohl mit sehr verschiedenen Gradationen, sind auch die Süd-ost- die Süd- und die Südwest-Winde, hier Marins genannt. Sie bringen gewöhnlich Regen mit, der dann, vorzüglich im Winter, einem Wolkenbruche gleicht. Nicht selten springen sie aber auch plötzlich nach West-Süd-West oder gar völlig nach Westen herum, und es entsteht ein sogenannter Marin blanc, sonst Raou und Traversou genannt, der die Wolken ohne Regen mit großer Heftigkeit verjagt.

Der Blumenmarkt in Marseille.

Was während des Winters im Norden die Kunst nur unvollkommen und nur mit Mühe hervorzubringen vermag, das bietet die Natur im Süden mit verschwenderischer Freygebigkeit dar. Auch in Marseille kann man mitten im Winter alle Blumen des Frühlings beysammen sehen.

Der Blumenmarkt ist auf dem Theile des Courses befindlich, der zwischen der Rue de Rome und der Canebière liegt. Hier sitzen die Gärtnerinnen in zwey Reihen gleich Blumenköniginnen, und haben Veilchen, Nelken, Narzissen, Aurikeln u. s. w. in großen Haufen feil. Sie zeichnen sich durch ihre schöneren Formen, durch ihre angenehmere Sprache, durch ihre größere Sanftheit aus; der

freundliche Geist der blühenden Natur scheint in sie überzugehn.

Die Blumen pflegen hier selbst im Winter äußerst wohlfeil zu seyn, zumal wenn das Wetter nicht zu trocken ist. So wird z. B. ein großer Veilchen- und Narzissenstraus für zwey bis drey Sols, ein Bouquet von Nelken oder von Orangenblüthen für fünf bis sechs Sols verkauft. Die hiesigen Weiber machen daher auch allgemeinen Gebrauch davon, besonders des Sonntags, wo selbst kein Dienstmädchen ohne Straus erscheint. Sie wissen wohl, wie sehr ein reizender Busen dadurch verschönert, wie sehr der Sinnenzauber dadurch erhöht werden kann. — Nirgends werden auch soviel Blumenessenzen verbraucht.

Außer den Blumen, die in den Gärten von Marseille selbst gezogen werden, erhält man auch aus Toulon, Graße, Nizza und San Remo, ganze kleine Schifsladungen davon, worunter besonders allerhand exotische

wohlriechende Pflanzen, vortrefliche Rosen- und Nelkenstöcke und kleine Orangenbäume sind. Man pflegt sie auf die Terrassen und Balcone zu setzen, und treibt eine Art botanischen Luxus damit.

Nichts angenehmeres für den an seinen traurigen Winter gewöhnten Nordländer, als mitten im Januar diese herrliche, unter freyem Himmel ohne Mühe, ohne Kunst gedeihende Blumenflur zu sehn! Gewiß wenn von der südlichen Natur ihm etwas unvergeßlich bleibt, so ist es jene ununterbrochne schöne poetische Blumenvegetation, die alle Bilder des Lebens und der Liebe, der Hofnung und der Jugend in sich schließt.

Es würde ein schönes Werk zu schreiben seyn: „Ueber Blumen und Blumenzucht“ in allen botanischen, ökonomischen, historischen und mercantilischen Verhältnissen betrachtet, und mit eben soviel Kenntniß als Geschmack ausgeführt. Kein bloßer Gartencalender, kein trocknes Varietätenverzeichniß,

aber ein schönes botanisches Gemälde von der ganzen Verwandtschaft, dem ganzen Leben, dem eigenthümlichen Anbau dieser schönen poetischen Kinder der Natur. Keine historische Compilation, keine Collektaneensammlung, aber eine geistvolle philosophische Darstellnng von der ganzen Geschichte der Blumen, in ihren sittlichen Beziehungen, ihren Verbindungen mit den häuslichen und religiösen Verhältnissen älterer und neuerer Nationen, soviel nur davon bekannt geworden ist. Keine Preiscourante, keine Handels Excerpte endlich, aber ein pragmatisches Gemälde von der Betriebsamkeit, den industriellen Speculationen und den Vortheilen, die man diesem schönen Handelszweige schuldig ist *).

*) Zwey meiner Freunde, wovon sich der eine schon lange mit Blumisterey beschäftigt hat, werden dieses Werk gemeinschaftlich ausarbeiten, und schmeicheln sich, daß es dem Publicum gewiß willkommen seyn wird.

d. H.

Ueber die Alterthümer im Departement de Vauclûse.

Zwey Departements der französischen Republik sind es besonders, die sich durch die vielen und schönen Ueberreste römischer Kraft und Größe auszeichnen. Das Departement de Vauclûse und das Departement dû Gard. In beyden hatten die Römer große Colonien angelegt, beyde werden noch lange dem Alterthumsforscher wichtig seyn. Wir wollen uns indessen in diesem Aufsatze nur mit dem ersten beschäftigen, und behalten uns die Nachrichten über das zweyte für ein andermal vor.

Unter allen Städten des genannten Departements verdient unstreitig in antiquarischer Hinsicht Orange die meiste Aufmerk-

samkeit. Außer mehrern, zum Theil sehr prächtigen Ruinen, von einer Wasserleitung, einer Arene u. s. w. haben sich besonders ein Circus und ein Triumphbogen erhalten, die man unter die schönsten Denkmäler dieser Bauart rechnen kann.

Der Circus liegt jetzt in der neuen Stadt, an dem Fuße des Berges, auf dessen Spitze man die Ruinen des ehemaligen fürstlichen Schlosses sieht. Man findet noch die völlige, aus lauter Werkstücken bestehende Einfassung, die 37 Metres hoch, 98 Metres lang und oben 4 Metres dick ist, deren unterste Bogen aber seit ohngefähr funfzig Jahren zugemauert sind.

Auf der nördlichen oder äußern Seite dieser Mauer bemerkt man drey Reihen hervorspringender, immer zwey Metres von einander abstehender Steine, deren jeder mit einem großen Loche versehen ist. Wahrscheinlich wurden die Stangen darin befestigt,

wenn das Amphitheater der Sonne wegen mit Tüchern überspannt ward.

Auf der südlichen oder innern Seite der Einfassung sieht man nach oben die neunzehn Nischen, wo wahrscheinlich Statüen standen; in der Mitte der Façade ist noch der Sitz des Prätors zu erkennen, und vor demselben wird man noch die Reste einer marmornen Gallerie gewahr. Am östlichen und westlichen Ende der Einfassung endlich sind noch die Ruinen zweyer großer, den Circus hier verschließender Gebäude zu sehen, ohne daß sich jedoch ihre vorige Beschaffenheit näher bestimmen läßt.

Eben so ist es unmöglich den Namen des Erbauers, so wie das Jahr der Erbauung anzugeben, da man bloß über dem Karnieß der Hauptarcade die drey Buchstaben C. J. S. gefunden hat. Sie scheinen zu einer größern Inschrift gehört zu haben, und dürften „Colonia Julia Secundanorum“ gelesen werden können, indem bekanntlich Orange

der Sitz der zweyten, für das narbonesische Gallien bestimmten Legion gewesen ist.

Der Triumphbogen liegt ohngefähr fünfhundert Schritt nordwärts von der neuen Stadt, wiewohl er sich ehemals in der alten selbst befand. Er besteht aus drey Bogen, von denen der mittelste der größte ist; oben sieht man eine Art Thurm darauf. Das Ganze ist aus Werkstücken in corinthischer Ordnung erbaut, hat vier Façaden, die mit vortreflicher Bildhauerarbeit versehen sind, und mag ohngefähr 20 Metres hoch und eben so viel Metres lang seyn.

Die am besten erhaltene Façade, die sich auch durch die schönste Arbeit auszeichnet, ist die nördliche. Man sieht hier zuerst über den beyden kleinen Bogen einen Haufen alter Waffen, auf denen eine Menge Inschriften befindlich sind. Weiter hinauf über den Friesen und Karnießen sind zerbrochene Schiffe, Anker, Masten, Dreyzacke, Ruder u. s. w. angebracht. Noch höher oben ist auf der ei-

nen Seite ein Haufen Opferwerkzeuge, auf der andern ein Reuter in voller Rüstung zu sehn. Zwischen beyden Vierecken ist ein Cavalleriegefecht vorgestellt.

Die südliche Façade enthält beynahe dieselben Verzierungen, wiewohl sie bey weitem nicht so schön gearbeitet, und auch mehr beschädigt sind. Außerdem sieht man längs dem Friese einige Gladiatoren, und oberhalb des einen Bogens eine bekleidete Frauenzimmerfigur abgebildet, deren linke Hand auf dem Gesichte, die rechte auf dem Busen ruht.

Auf der östlichen Façade sind eine Menge Gefangene mit auf den Rücken gebundenen Händen zu sehn. Die Figuren sind immer zu zwey und zwey zwischen die Colonnen vertheilt, und über ihnen sind Tropheen aufgestellt. Auf dem Frieße bemerkt man mehrere kämpfende Fechter, über denen ein Füllhorn befindlich ist. Die westliche Façade bietet fast dieselben Verzierungen dar.

Das Innere dieses Triumphbogens besteht ans mehrern über einander angebrachten Gewölben, alle mit schöner Bildhauerarbeit verziert, wozwischen herrliche Säulen angebracht sind. — Noch ist unbekannt, von wem, oder wem zu Ehren dieser Triumphbogen errichtet worden ist; am wahrscheinlichsten dürfte aber vielleicht mit Menard angenommen werden, daß er unter Julius Cäsar aufgerichtet worden, und zu einem allgemeinen Denkmale der römischen Nationalsiege bestimmt gewesen sey.

Weit schlechter erhalten, und noch obendrein sehr ungünstig gelegen, ist der Triumphbogen, den man zu Carpentras sieht. Vermöge einer Barbarey, die man dem Cardinal Bichi zuschreibt, macht er nemlich einen Theil der in dem bischöflichen Pallaste befindlichen Küche aus. Mit einiger Mühe und Aufmerksamkeit indessen kann man noch immer einige schöne Figuren und fast die völlige Anordnung des Ganzen entdecken.

So sieht man also, daß er ein länglichtes Viereck von 8 Metr. 1 Decim. Länge, 4 Metr. 6 Decim. Breite, und ohngefähr 12 Metr. 5 Decim. Höhe bildet, das ganz aus Werkstücken erbaut ist. Man bemerkt, daß sich in jedem Winkel eine große cannelirte Säule befindet, deren Piedestal indessen fast ganz von dem neuen Pflaster verborgen wird. Man findet ferner, daß die beyden langen Façaden des Triumphbogens, die südliche und die nördliche, mit Arcaden durchbrochen, und so wie die beyden andern mit Bildhauerarbeit bedeckt gewesen sind.

Die einzige, jetzt noch völlig sichtbare Façade, ist die nördliche. Auf dieser bemerkt man zwischen den Säulen eine große Trophee en Basrelief, an einem Baumstamme befindlich, von dem auf jeder Seite zwey Schilder herunterhängen, wovon das eine sechseckicht, das andere eyförmig ist. Unter diesen Schildern wird man auf jeder Seite ein Bündel Wurfspieße, und in der Mitte eine Waffen-

rüstung gewahr, die oben mit einem gemähnten Casquet versehen ist, und an einem Baumstamme lehnt u. s. w.

Noch verdienen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher zu Venasque die Ruinen eines alten Tempels; zu Vaison die herrliche Brücke über die Ouvèze, auf der drey Wagen neben einander fahren können; die Reste eines alten römischen Quays und einer Wasserleitung, eines Tempels und eines Circus nebst mehrern Inschriften, von denen noch kaum die Hälfte bekannt gemacht worden ist; zu Cavaillon endlich die Ruinen eines Triumphbogens, dessen Figuren sehr schön gearbeitet sind.

Der Mensch geht vorüber wie ein Schatten, und ganze Nationen verschwinden gleich Nebelgestalten; die glänzendsten Thaten eilen der Vergessenheit entgegen, und die ältesten Monumente werden endlich in Staub zerfallen seyn. O Erdengröße! o Menschendünkel, eure Ewigkeit ist ein Augenblick!

Ueber die Camargue.

La Camargue ist der Name einer Rhoneinsel unterhalb Arles, bey der sich jener majestätische Fluß in zwey Arme theilt. Sie hat die Form eines gleichseitigen Triangels, und ist auf jeder Seite sieben Lieuen lang. Nordwärts hat sie den großen, südwärts den kleinen Rhonearm, ostwärts wird sie vom Meere begränzt, während westwärts die Stadt Arles liegt. Von der Rhone sowohl als von dem Meere laufen eine Menge Canäle hinein. Der Boden der Insel besteht aus einem feinen, mit Kies vermischten Moorlande, das eine sehr große Menge Salztheile enthält, und theils zu Salinen, theils zu Weidenlande benutzt wird.

Zu Salinen wird besonders der sogenannte Etang de Vacarets gebraucht, der wenigstens drey Lieuen im Umfange hat, und mit dem Meere in Verbindung steht. Das Salz wird hier auf die gewöhnliche Art durch Ausdünstung gewonnen, indem man das Seewasser in verschiedenen Kanälen zirkuliren läßt, doch kann das nur vom Junius bis zum Oktober geschehen. Der Ertrag der Salinen wird auf 120,000 Livres geschätzt.

Ueberhaupt werden in dem niedrigeren Theile der Insel eine Menge salziger Teiche, Lachen und Quellen gefunden, die offenbar mit dem Meere in Verbindung stehn. An ihren Ufern wachsen auch eine Menge alcalischer Pflanzen, unter denen besonders die „Salsola herbacea fol. inerm. Linn" zur Soude gebraucht wird. Indessen pflegt diese Soude immer um 40 Procent schlechter als die spanische zu seyn, indem die Pflanze, deren Samenkörner zuerst durch

ein gescheitertes spanisches Schiff hieher kamen, allmählich ausgeartet ist.

Was das Weideland der Insel betrift, so werden besonders die äußersten Ränder dazu benutzt, auf denen man vermöge der leichten Bewässerung die herrlichsten Wiesen anlegen kann. Die Viehzucht wird durch diesen Umstand auch so außerordentlich befördert, daß man auf der Insel Tausende von Pferden, Ochsen und Schafen zählt. Da man diese Heerden in der Wildniß weiden läßt, jeder Eigenthümer aber natürlich die ihm zugehörigen Stücke bezeichnen muß, so veranlaßt dieses eine Art von Hirtenfesten, die unter dem Namen Ferrades bekannt sind.

Eine solche Ferrade wird gewöhnlich von mehrern Eigenthümern zugleich angestellt, und zieht oft Tausende von geladenen und ungeladenen Zuschauern, zehn Meilen weit in der Runde herbey. Es wird zu diesem Ende auf einer großen abgemähten Wiese, mit Hülfe mehrerer hundert Karren, eine Art von Cir-

cus errichtet, in dem die Operation mit einiger Sicherheit vorgenommen werden kann.

Diese Wagen sind mit Fahnen, Flaggen, Wimpeln, Bändern u. s. w. geziert, und mit eigenen Gerüsten für die Zuschauer versehen. An der einen Seite ist ein großes Feuer angezündet, um die Eisen glühend zu machen, an der andern ist eine Oeffnung gelassen, durch die das Vieh hineingetrieben werden soll. Letzteres ist unterdessen in der Nähe in einem Verschlage eingesperrt, den man ebenfalls zu diesem Ende errichtet hat. Die größte Schwierigkeit pflegt das Marquiren der Stiere zu haben, daher dieses umständlicher beschrieben werden soll.

Die Zuschauer sind versammelt, die Gardiens zu Pferde mit großen eisernen Dreyzacken bewaffnet, warten nur das Signal ihrer Herren ab, endlich kündigen drey Pistolenschüsse den Anfang an. Jetzt sprengen die Gardiens nach dem Verschlage hin, lassen zwölf bis funfzehn Stiere heraus, und jagen

sie in vollem Gallop in den Circus hinein, gerade auf das Feuer zu. Kaum sind die Stiere demselben auf zwanzig Schritte näher gekommen, so stürzen über jeden fünf bis sechs Gardiens her, werfen sie zu Boden, und halten sie so lange unbeweglich, bis ihnen der Oberhirt das glühende Eisen auf den Schenkel gedrückt hat.

In diesem Augenblicke werden die Stiere losgelassen, und wüthen nun schnaubend und schäumend im Circus herum. Die Gardiens zu Pferde suchen das Weite, die übrigen springen auf die Wagen, jene werden abgeworfen, diese vom Stiere niedergerennt, das Ganze bietet eine Menge tragisch-komischer Scenen dar. Endlich sind die Stiere ermüdet, stehen still, und folgen den zu diesem Endzweck losgelassenen Kühen ruhig auf den Weideplatz. Die vorige Operation geht nun mit einer gleichen Anzahl von neuem an, und so werden täglich an hundert Stück marquirt.

Einige Bemerkungen über den Ackerbau im Departement de Vauclûse.

Der Boden des Departements de Vauclûse ist im Allgemeinen äußerst dürr und unfruchtbar, welches man theils climatischen, theils topographischen Ursachen zuschreiben muß.

Die climatischen Ursachen anlangend, so ist der herrschende Charakter der hiesigen Witterung Trockenheit. Im Frühjahr regnet es entweder gar nicht, oder doch so äußerst wenig, daß die Erde nicht erweicht werden kann. Im Sommer vergehn zwey, drey, ja vier Monate, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. Im Herbste pflegt es zwar nicht an Platzregen zu fehlen, allein das Wasser läuft über den harten Erdboden, wie über eine

Tenne hinweg, ja obendrein bleibt öfters von den Ueberschwemmungen eine hohe Kiesellage zurück. Im Winter friert die Erde immer einige Zoll tief, ohne mit dem so wohlthätigen Schnee bedeckt zu seyn. Alles was daher der Boden an Feuchtigkeit empfängt, beschränkt sich auf die wenigen sanften Herbst- und Frühlingsregen, so wie auf den ziemlich spärlichen Thau, der in den Sommernächten zu fallen pflegt.

Die topographischen Ursachen der Trockenheit des Bodens betreffend, so finden dabey folgende Bemerkungen Statt. Zwar ist das Departement von zwey großen, und mehrern kleinen Flüssen bewässert, zieht aber wirklich für den Ackerbau nur wenig Vortheil davon. Die Rhone, die fast in gerader Linie dem Mittelmeere zueilt, benetzt kaum die Gränzen des westlichen Theils, und wird so gut als gar nicht zur Bewässerung benutzt. Aus der Durance, die den südlichen Theil des Departements durchströmt, sind zwar drey

große Kanäle abgeleitet, die unter dem Namen Kanal de Cavaillon, Kanal de Crillon, und la Durancole bekannt sind; allein diese Kanäle gehen kaum drey Lieuen weit in das Land hinein. Die kleinern Flüsse, die Sorgue ausgenommen, sind den größten Theil des Jahres völlig ausgetrocknet, und dienen folglich ebenfalls nur wenig zur Bewässerung.

Aber wo sind denn eigentlich die herrlich angebauten, und schön bewässerten Gegenden zu finden, von denen man so viele Reisende mit Entzücken sprechen hört? Es ist die Ebene zwischen Cavaillon und Avignon, ein reizendes Thal voll der üppigsten Vegetation, und der mannichfaltigsten Fruchtbarkeit. Die übrigen höher gelegenen und nicht bewässerten Theile des Departements, bringen zwar auch noch einige Produkte, besonders Mandeln und Safran hervor; allein der Anbau ist ungleich beschwerlicher, und der Ertrag hängt von den Früh- und Spätjahr-Regen ab. Weiter nach den Gebirgen zu, gehen die so-

genannten Garigues oder Landes an, die meistens nur mit aromatischen Kräutern bewachsen sind.

Die Methode des Ackerbaues betreffend, so ist sie zwar im Allgemeinen seit funfzig Jahren etwas verbessert worden; im Besondern indessen dürfte noch manches zu wünschen übrig seyn. So wird von erfahrnen Landwirthen über die schlechte Art zu pflügen, zu säen, zu schneiden, zu dreschen geklagt; so wird die Nachlässigkeit im Jäten, die Wuth alle Vögel wegzuschießen, und so den Insekten alles Preis zu geben, mit vielem Rechte getadelt; so werden endlich die vielen Brachen, die Verwahrlosung und zweckwidrige Anwendung des Düngers, die fehlerhafte Verpachtungsweise der Güter, mit Recht als dem hiesigen Ackerbau äußerst schädlich angesehn.

Die Produkte des Ackerbau's anlangend, so pflegen sie meistens in Roggen, Gerste, Waizen, Hafer, Oel, Wein, Futterkräutern,

Gemüsen, Krapp, Safran, Erdmandeln, Hanf und Flachs zu bestehn. Unter diesen Produkten ist der Walzen und Safran das ungewisseste, der Wein das schlechteste, indem man ihn nicht zu behandeln versteht; der Krapp das einträglichste und allgemeinste; die Erdmandel, die an den Ufern der Rhone und Durance sehr gut fortkommen, ist das neuste; der Hanf, der Flachs, und das Oel das unbedeutendste. Die Viehzucht wird sehr nachlässig betrieben, die Seidenzucht scheint allmählich einzugehen, und auch der Obstbau ist äußerst eingeschränkt.

Die provençalischen Räuber.

Fragment einer künftigen Reisebeschreibung.

Die Diligence von Lyon hatte nicht weniger als zehn, die von Marseille sechs Passagiere mitgebracht. Dazu waren noch einige Kutschen mit Damen und ihren Begleitern gekommen, so daß es also diesen Abend eine sehr glänzende Wirthstafel gab *).

Seit ohngefähr einem Monat schienen die mit so vieler Mühe vertilgten Räuber in der Provence plötzlich wieder aufgelebt zu seyn. Sie hatten nicht nur den Kourier bereits verschiedenemal ausgeplündert, sondern auch vor einigen Tagen Mine zum Angrif

*) Der Verfasser befand sich damals in Avignon.

der Diligencen gemacht. Ja man wollte sogar Zettel an den Bäumen gefunden haben, worin bey Todesstrafe jedem Passagier eine Contribution von zwey Carolinen aufgelegt ward. Sie können denken, mein theuerster Freund, daß die ganze Tisch- und Reisegesellschaft an diesen Vorfällen den lebhaftesten Antheil nahm.

Zuerst kamen die Räubergeschichten des Jahres 1799 — 1800 auf das Tapet. In diesem Zeitraume war es so arg geworden, daß beynahe keine Woche ohne mehrere Anfälle verging. Vergebens ließ man die Diligencen durch Gensdarmen begleiten, vergebens auf dem Deckel der Kutschen selbst, sechs bis acht Mann Infanteristen postiren, die Räuber erschienen in ganzen Haufen, und trugen immer den Sieg davon. Nur als man große Detaschements von mehrern hundert Mann auf die Wege vertheilte, oder wie einige behaupteten, als man förmliche Negociationen

mit den Räubern anfing, gelang es endlich diesen Verbrechen Einhalt zu thun.

Zu diesen Erzählungen wurden nun eine Menge artiger Bemerkungen und Anekdoten hinzugefügt. So soll es z. B. den Räubern im Anfange blos um die öffentlichen Gelder zu thun gewesen seyn; und nie wurde den Passagieren das geringste genommen, oder zu Leide gethan. Man bat sie auf das verbindlichste auszusteigen, und suchte dann mit Hülfe der dem Condukteur abgenommenen Karte die Diligence durch.

War die Operation beendigt, so half man den Passagiers wieder in den Wagen, bat wegen des Aufschubs um Verzeihung, und entfernte sich. Nur wenn die Passagiers etwas verdächtig aussahen, wurden ihnen während des Visitirens Pistolen auf die Brust gesetzt, und nur wenn sie einen unklugen Widerstand leisten wollten, wurden sie gemishandelt, oder niedergemacht.

So wie indessen die Diligencen keine öffentlichen Gelder mehr übernehmen wollten, fingen die Räuber an zuzugreifen, wo sonst etwas zu finden war. Sie plünderten nun auch die Passagiere, und selbst die Damen ohne Unterschied aus; stellten ihnen aber nach Maßgabe der Entfernung und ihrer Reiseroute, immer noch sechs bis sieben Livres für den Tag, als die gewöhnliche Zehrung wieder zu. Eine Art von räuberischer Großmuth und Billigkeit, die nicht unbemerkt bleiben darf.

Aus dieser Periode wurden eine Menge artiger Beyspiele erzählt. So hielten sie einmal bey dem Pont St. Esprit den Kourier an, in dessen Gesellschaft sich noch ein anderer Reisender befand. Der Courier gab seine funfzehn Louisd'or ohne Schwierigkeit her; der Reisende versicherte ohne den Sou zu seyn. — „Nun so werden Sie uns ihre Stiefeln geben!“ — sagten die Räuber, machten sogleich Anstalt sie ihm auszuziehn, und fanden hundert Louisd'or darin.

Während dieser Operation glaubte einer der Räuber an dem Fracke des Reisenden einen ziemlich starken Moschusgeruch zu verspüren — „Haha! du bist ein Muscadin!“ — sagte der Anführer — „Nun so laßt ihm die Hälfte! Er wird sie brauchen können!“ — Wirklich wurden sogleich funfzig Louisd'or für ihn abgezählt und die Räuber schieden lachend von dannen.

Ein andermal hatten sie die Diligence angehalten, worin drey Herren und eine Dame befindlich war. Die Herren wurden bis auf einige Laubthaler ausgeplündert, als endlich die Reihe auch an die wirklich sehr hübsche Dame kam. — „Comment Messieurs?“ — sagte sie mit eben so viel Geistesgegenwart als Zutraulichkeit — Des Français insulteroient-ils une femme? — Gewiß nicht Madame, war die Antwort. — „Nous ne voulons que vous embrasser.“ — In der That kam

die Dame mit einem halben Dutzend Küsse davon.

Noch ein andermal befand sich ein Schwede in der Diligence. Als die Reihe an ihn kommt, so sagt er ganz gemüthlich: — „Je suis étranger Messieurs! Je voyage sous la sauvegarde de la loyauté française!" — Sie forderten darauf seinen Paß, und da sie ihn richtig befanden, sagten sie ganz höflich: — Montez Monsieur! Vous ne *payez* rien!" —

Ein andermal war ein Kaufmann aus Toulouse darin und hatte an viertausend Livres in Golde bey sich. Als er aussteigen soll, sagt er in seinem gasconischen Accente, indem er ihnen ein Beutelchen mit ohngefähr drey Livres hin hielt: — „Wenn ihr vor einer Viertelstunde gekommen wärt, da waren noch tausend Louisd'or darin!" — Das „bedi qvarde d'uré" so wie die gar zu possirliche Aufschneiderey machte die honette

Gesellschaft lachen, und sie ließen den „armen Teufel“ in Frieden ziehn.

Am besten, und was wirklich der Nation wegen charakteristisch ist, am feinsten zog sich ein Italiäner heraus. Er hatte sich sein Geld unter die Achseln genäht, aber noch einen großen Beutel, dem Anschein nach voller Louisd'or, in die Tasche gesteckt. Die Diligence wird in der Dämmerung angehalten, ganz gelassen giebt er seinen Beutel hin, und bittet blos um eine Kleinigkeit um vollends bis nach Nizza zu gehn. — Das versteht sich! — antwortet der Anführer — Sie werden aber so gut seyn und es in Silber nehmen! — So erhielt er vier und zwanzig Laubthaler, und hatte die Räuber angeführt. In jenem Beutel waren nichts als Spielmarken gewesen, deren Werth sich höchstens auf achtzehn Livres belief. Diese und eine Menge ähnlicher Anekdoten wurden mit vieler Lebhaftigkeit erzählt.

Eben so ward von den mancherley Erfindungen gesprochen, wodurch den Räubern manche beträchtliche Summe entging. Der eine Reisende z. B. ließ seine Goldröllchen in die Fensterrinne fallen, ein anderer hing sie an einem Wiederhaken darin auf; dieser wußte seine Louis in einem Apfel, jener in einem Brode zu verbergen; ein vierter hatte sie in einen hohlen Stockknopf versteckt, ein fünfter trug sie als Knöpfe angenäht; dieser hatte sie seinem Pudel unter dem Bauche befestigt, und noch ein andrer brachte sie in einer stinkenden Latwergenbüchse fort.

Zuletzt wurde auch von dem Ursprunge dieser Räuber gesprochen, und manche freye Bemerkung dabey gemacht. Es sollen theils verabschiedete Soldaten, theils desertirte Conscribirte, mit unter auch junge in den privilegirten Spielhäusern ruinirte Wüstlinge, und häufig auch ehemalige Galeerensklaven seyn. Ungerecht schien es mir indessen, das alles auf Rechnung der Revolution zu schrei-

ben, da die Provence ja von jeher ein eigentliches Räuberland war. — So stand die Gesellschaft endlich auf, und jeder zog sich in sein Zimmer zurück.

Ueber die provençalische Sprache.

Fürchten Sie keine lange Abhandlung, mein theuerster Freund; so bequem auch die Gelegenheit wäre, recht grundgelehrt auszusehn. Es ist hinreichend Ihnen zu sagen,

Erstens: daß die provençalische Sprache aus den Idiomen der dieses Land nach und nach beherrschenden Völker entstanden ist, und daß sie folglich aus einer Mischung griechischer, römischer, germanischer, arabischer, spanischer, italiänischer und neufranzösischer Wörter besteht.

Zweytens: Daß sie schon seit zwey Jahrhunderten und darüber, ihre ursprüngliche, durch die Troubadours fixirte Reinheit verloren hat, und sie nur noch einigermaßen in den Gebirgen erhalten zu haben scheint.

Drittens: Daß die Fortschritte der Kultur, besonders seit der Revolution, sie immer mehr, selbst unter den niedrigern Klassen zu verdrängen scheinen.

Viertens endlich: Daß die Aussprache nichts als ein buntes Gemisch von griechischen, arabischen, spanischen und italiänischen Tönen ist.

Nach dieser kurzen Einleitung mögen hier einige der auffallendsten Redensarten und Sprüchwörter stehen, bey denen sich Ihnen manche philosophische Bemerkung darbieten wird.

So wird z. B. von jedem harten Menschen gesagt: Es un Arabe. Es ist ein Araber.

Von einem sehr verliebten Hasen heißt es: S'amourraoharie d'uno gato couiffado. Er würde sich in eine Katze verlieben, wenn sie eine Haube aufhätte.

Von elenden, kleinlichen dem Zwecke unangemessenen Mitteln heißt es: Es uno Carbounado entre doueis violos. Eine Carbonade zwischen zwey Lampenfeuern.

Von einem Menschen, der vor Wuth ganz außer sich geräth, wird gesagt: A coulero túarie un pan per un fournier. Im Zorn würde er das Brod statt des Bäckers todtschlagen.

Sehr zahlreich sind die Redensarten und Gleichnisse, die man von dem treuen Gefährten des Landmannes, von dem Esel hergenommen hat, und worin alle dessen Eigenschaften aufgenommen sind. Indessen soll nur folgende angeführt werden, weil sie manchen Leser an sein liebes Vaterland erinnern wird: Se l'a uno bueno ribo, es per

un marrit ay. Der gute Bissen immer für den faulsten Esel.

Von einem stockdummen Menschen heißt es: Es espes, coumo uno murailho mestrer. Er ist so dick wie eine Grundmauer.

Von einem sehr quecksilbrigen, faselhaften Menschen wird gesagt: Es inquiet, coumo un cresteri. Er ist unruhig, wie ein Klystier.

Eine Geliebte wird von ihrem Liebhaber ma delicado meine Zarte, oder ma bargiero meine Schäferin genannt, wobey man bemerken muß, daß das Femininum immer die Endsylbe O bei dieser Sprache hat.

Von einem Manne, der ohne Mühe und mit einer unbedeutenden Sache sehr viel gewinnt, heißt es: S'es fach une Madono. Er hat sich eine Madonna (eine Milchkuh) daraus gemacht.

Sehr zahlreich und charakteristisch sind die Redensarten und Sprüchwörter über das

weibliche Geschlecht. So heißt es: Apres tres jours l'on s'ennuegeo de fremos, d'hostes et de pluego. Nach drey Tagen wird man Weiber, Gäste und Regen überdrüßig.

Ein anderes Sprüchwort heißt: D'aussseous, de chins, d'armos et d'amours, per uu plesir mille doulours. Von Vögeln, Hunden, Gewehren und Mädchen, für ein Vergnügen tausend Schmerz.

Oder: Amours de courtisan, ben de vielan, et fé de femelán, noun duroun pas passat un an. Liebe eines Hofmannes, Erbschaft eines Geizigen und Treue eines Weibes gehn alle in einem Jahre in die Luft.

Weiter: La fremo et la castagno, de fouero bello, dentro es la magagno. Weiber und Castanien von außen schön, von innen faul.

Oder: Douis bouens jours à l'homé ſur terro, quand prend mouilhe et quand l'enterro. Zwey gute Tage für den Mann, wenn er mit ſeinem Weibe Hochzeit hält, und wenn er ſie begraben läßt.

Oder: Oumbro d'homé, vau cen fremos. Ein Schatten von dem Manne iſt hundert Weiber werth.

Weiter: Fremos et telo, leis foou pas veiné a la candelo. Weiber und Leinwand muß man nicht bey Licht beſehn. — Und ähnliche Sprüchwörter mehr.

Andere bemerkenswerthe Ausdrücke ſind: das berühmte Ti cali un baſſéou. Ich geb' dir eine Ohrfeige, was aber wohlzumerken, immer erſt hinterdrein geſagt wird, ſo daß die Hand der Zunge zuvorkommt.

Eben ſo das ſonderbare Digo grego! welches eine Art von Herausforderung iſt. — Muchſe nur! — Antwortet nun der andere

trotzig grego, so folgt gewöhnlich ein Faustschlag darauf.

Auffallend ist auch der Ausdruck: Ni tu, ni vous, weder du noch ihr, welches ohngefähr wie unser deutsches „weder gehauen noch gestochen," und „keinen Pfifferling werth" gebraucht wird. So sagt man: Aqueou es ni tu, ni vous. Das ist weder gehauen noch gestochen; und aquello estoffo es ni tu, ni vous. Dieses Zeug ist keinen Pfifferling werth.

Sehr charakteristisch ist auch der Ausdruck, womit das weibliche Geschlecht im Nothfall jenes geheimnißvolle Organ zu bezeichnen pflegt, das eine materielle Seele bey ihnen zu seyn scheint. Mi entre yeou, Mein Zwischen mir.

Nichts ist übrigens komischer als einen Provenzalen zu hören, der das französische provençalisch ausspricht. In einem solchen Munde wird plus haut in bissau, verser in vesser, frotter in fretter, peu in

bau, rond in long, rente in lend verwandelt, je nachdem das L weggelassen, das R mit L verwechselt, das P zu B, das T zu D gemacht wird.

Noch lächerlicher klingt es, wenn der Provenzale sogar seine Wörter und Redensarten mit hinüber trägt. Da hört man j'ai vu une fess statt j'ai vu une fois; oder j'ai acheté un trousse cu statt j'ai acheté un porte-épée. Da wird trou statt trop und vid statt vie unaufhörlich gebraucht. Das Lustigste was ich gehört habe, war: Madame l'a fait, sans me traire, was nichts weiter heißen sollte als: Madame l'a fait de bonne grace, indem das letztere im Provençalischen durch senso mau traire ausgedrückt wird.

Das Weihnachtsfest in Marseille.

Wenn einst ein talentvoller Schriftsteller ein allgemeines Gemälde der südlichen Länder Europa's, in pittoresker, physikalischer, und sittlicher Hinsicht *) liefern wollte, so würden die verschiedenen Schilderungen des Weihnachtsfestes, eine der lieblichsten Parthien seines Werkes seyn.

Auch in der Provence, besonders aber in Marseille, wird dieses auf so sanfte und menschliche Gefühle gegründete Fest, als eines der schönsten und genußvollsten des ganzen Jahres angesehn, dem noch überdem das mil-

*) Dieses Werk ist bereits angefangen, und wird mit grosser Liebe vollendet werden. d. H.

de freundliche Klima, neue Reize und neue Freuden verleiht.

So wie sich Weihnachten allmählich nähert, verschreibt sich jede nur einigermaßen wohlhabende Familie, ihr Fäßchen Muscatwein, und macht ihre Provisionen von Südfrüchten, die zu dieser Zeit in großen Haufen am Hafen aufgestapelt sind. Auf dem Blumenmarkt werden Orangenäste mit Blüthen und Früchten, kleine Orangenbäume in schönen Kufen, Rosenstöcke in zierlichen Töpfen zu Aufsätzen verkauft. Für die Kinder giebt es hohe Lorbeerbäume mit Südfrüchten behangen, artige, mit Spiegelglas ausgelegte Krippen, bunte bemahlte Thonfiguren, unter denen man seit zwey Jahren wieder Päpste und Mönche sieht, Störche von Papier oder Baumwolle, mit langen Schnäbeln von rothem Tuch, mit denen die Krippe besetzt wird, und ähnliche Spielereyen mehr.

Der Weihnachtsabend selbst ist der allgemeinen Freude und Frölichkeit geweiht. Alle

Buden, alle Gewölbe, alle Kaffehäuser, sind doppelt erleuchtet, die ärmsten Maronenbrater haben sich mit einem Lämpchen versehn, und kein Freudenmädchen erscheint ohne einen großen Orangen- und Nelkenstrauß. Die Theater geben große Ballets, die Spielhäuser Soupé und Ball, die Tanzsäle halten die ganze Nacht Musik, und die Straßen sind unaufhörlich mit Menschen angefüllt.

Das schönste aber, was kein Provenzal vergessen kann, und wovon er tausend Lieuen von seinem Vaterlande mit Entzücken spricht, das sind die Weihnachtsschmäuse, zu denen sich die ganze Familie zu vereinigen pflegt. Verwandte, die sich das ganze Jahr nicht sahen, fehlen wenigstens bey dem Weihnachtsschmause nicht; Verwandte, die zehn Monat in der größten Feindschaft lebten, söhnen sich wenigstens beym Weihnachtsschmause aus. Der blödeste Liebhaber ist beredter, die sprödeste Schöne hört ihn mit Wohlgefallen an, Heirathen werden geschlossen, getrennte Gat-

ten wieder vereinigt, und jedes Herz überläßt sich dem Wohlwollen und der Zärtlichkeit.

Bey einem solchen Weihnachtsschmause darf es übrigens weder an einem großen welschen Hahne, noch an der Noya, (Kuchen von Honig und Mandeln) noch an dem Fichtenklotze im Kamine, (Kalignau) der mit Oel und Wein begossen wird, noch an Noës oder Weihnachtsliedern, noch an Muscatwein fehlen. Diese fünf Dinge sind schlechterdings nothwendig, wenn der Weihnachtsschmaus echt provençalisch seyn soll.

Noch mehr Reste der alten provençalischen Eigenthümlichkeit, haben sich auf dem Lande erhalten, wo man überhaupt das Nationale immer besser studiren kann. Da giebt es Wettläufe, Wettkämpfe, Wettgesänge, Hahnengefechte, Kletterstangen u. s. w. wobey natürlich der Becher der Freude nicht fehlen darf. Besondere Auszeichnung indessen bey diesen Weihnachtsspiele, verdient ein artiger Gebrauch, der in der ehemaligen Unterpro-

vence, im jetzigen Departement du Var, besonders in der Gegend von Frejus und Antibes herrscht.

Die letzten vier Wochen vor Weihnachten nemlich, pflegen die jungen Bursche sämmtlichen Mädchen ihres Dorfes, gewöhnlich an den Sonntagsabenden sogenannte Ständchen zu bringen, die man hier Aubades nennt. Dafür muß jedes Mädchen zu Weihnachten einen Kuchen liefern, die der Hauptmann dieser jungen Bursche, der sogenannte Aba in Verwahrung nimmt, und mit dem Namen der Geberin versieht. Am zweyten Feyertage Nachmittags ziehen dann alle jungen Leute beyderley Geschlechts auf einen großen Rasenplatz, um der Versteigerung dieser Kuchen beyzuwohnen, die auf folgende Weise vorgenommen wird.

Ein junger Bursch steigt auf ein eigends dazu bestimmtes Gerüst, wo die Kuchen in zierlichen Körben stehn. — „Ein schöner, ein herrlicher, ein vortreflicher, zuk-

kersüßer, saftiger Apfelkuchen, Nummer eins, Maria Coutelou, und nun ein langer Lobspruch über die Schönheit, die Wirthschaftlichkeit, die Verdienste der Bäckerin. Sogleich bieten nach Befinden einer, oder mehrere ihrer Liebhaber darauf, bis endlich der reichste, oder hartnäckigste den Vorzug erhält.

Daß es dabey für blöde Schäfer Gelegenheit zu Liebeserklärungen, für begünstigte zu Beweisen der Dankbarkeit, für schöne Mädchen manchen Triumph, für nichtschöne manche Demüthigung geben müsse, braucht keine Erinnerung. Auf diese Art werden alle Kuchen nach einander verauktionirt, und die daraus gelösten Summen geben nachher für das ganze Jahr einen öffentlichen Tanzfond ab.

Während der Sittenmahler diese Details zu schildern versucht, bieten sich dem Philosophen eine Menge Bemerkungen über den Einfluß des Klima's auf ästhetische Ideen,

und über das Aesthetische in den Sitten der Südländer an. In jenem allgemeinen Gemälde der südlichen Länder von Europa werden diese Betrachtungen an ihrem rechten Orte stehn.

Ueber den Seidenbau und die Seidenmanufakturen in Nismes.

Sie wissen, mein theuerster Freund, daß Languedoc unter allen französischen Provinzen, von jeher den meisten Seidenbau, so wie die meisten Seidenmanufakturen besaß, und daß Nismes gewissermaßen als die Hauptniederlage von beyden anzusehen war. Ich schmeichle mir demnach, daß Ihnen folgende Bemerkungen über den neusten Zustand derselben nicht unwillkommen seyn werden,

zumal

zumal da Ihnen dieser Industriezweig von jeher sehr wichtig gewesen ist.

Man pflegt im Gebiete von Nismes, wie in dem ganzen Languedoc, den schwarzen und den weißen Maulbeerbaum „Morus alba“ und „Morus nigra“ jenen um der Blätter, diesen um der Früchte willen zu erziehn. Man unterscheidet bey dem ersten den „Murier sauvageon“ der die Urspecies, und jetzt nur noch in sehr kleiner Anzahl vorhanden ist, von dem „Murier greffé“ den man davon durch die Kultur und Impfung erhalten, und in unzähligen Varietäten vervielfältigt hat. Die „Muriers sauvageons“ haben die besten, wohlschmeckendsten, und nahrhaftesten Blätter, die der „Muriers greffés“ zeichnen sich durch Größe, Dicke und Anzahl aus. Seit fast neunzig Jahren hat man daher diesem Baume allgemein den Vorzug gegeben, und von dieser Species wird demnach in dem folgenden immer die Rede seyn.

Die Maulbeerbäume werden hier durch den Samen fortgepflanzt. Dieses geschieht, indem man ein grobes Espartotau mit den zerdrückten Beeren reibt, und alsdann in die Erde vergräbt. Je fetter und substantiöser der Boden ist, desto besser kommen die Setzlinge fort. Sobald sie anderthalb Fuß hoch sind, werden sie gepfropft und weiter verpflanzt. In der Regel muß jeder Maulbeerbaum dreymal des Jahres um die Wurzel aufgehackt werden, damit er neue Kräfte sammeln und die nöthige Feuchtigkeit an sich ziehen kann. Die Blätter werden vom Februar bis Julius gesammelt, worauf man den Baum vor Ende des Herbstes ausästen muß.

Die hiesigen Maulbeerbäume sind außerordentlich schön, und bieten im Frühjahr, ehe sie abgelesen werden, längs der herrlichen grünenden Korn- und Weinfelder, einen sehr reizenden Anblick dar. Am ergiebigsten werden sie gewöhnlich im zwanzigsten Jahre, und dauern dann wenigstens noch funf

zig bis sechszig Jahre fort. Ein Maulbeerbaum, der dreyzehn Toisen Umfang, und fünf Toisen Höhe hat, liefert jährlich an Blättern ohngefähr 350 Pfd. (poids de marc) wovon das Hundertgewicht mit 25 bis 35 Sols bezahlt wird.

Die Blätter dieser Maulbeerbäume sind im Allgemeinen nicht sehr harzreich, aber dick und saftig, und voll Zuckerstoff. Im Allgemeinen zieht man die Blätter von den Bäumen vor, die in kalkigtem Lehmboden stehn, darauf kommen die im steinigten Thonland, vorausgesetzt, daß beydes Anhöhen sind. Hingegen werden die Blätter von den besten Bäumen und in dem besten Boden für wenig vortheilhaft gehalten, sobald sie in Niederungen stehn.

Der Frost scheint den Maulbeerbäumen wenig Schaden zü thun, während der geringste Reif den jungen Augen schädlich ist. Eben so nachtheilig ist es, wenn auf einen starken Thau sehr große Hitze folgt, weil die Blätter

dann runzlicht werden, oder wenn die Hitze sehr lange anhält, weil dann der Zuckerstoff wegschwitzen muß.

Außerdem ist der Maulbeerbaum noch einer Menge Krankheiten unterworfen, die aber meistens nur von dem nachlässigen Ausästen, oder der zu dünnen Erdbedeckung entstehn. Von Insekten scheint er wenig zu leiden, es müßten die Engerlinge seiner Wurzel oder eine Art Coccus dem Samen ein wenig Schaden thun. Sonst verdient noch bemerkt zu werden, daß das Holz von den Tischlern und Drechslern sehr gut verarbeitet werden kann.

So günstig nun im Allgemeinen das Klima von Nismes für den Anbau des Maulbeerbaumes ist, so ungünstig scheint es für die eigentliche Seidenzucht zu seyn; wenigstens haben die benachbarten Cevennen einen entschiedenen Vorzug darin. Eine Unze Puppen giebt in Nismes im Durchschnitt nur dreyßig Pfund Cocons, von denen man höchstens zwölf Quentchen Seide

auf das Pfund erhält; während man in den Cevennen auf dieselbe Quantität Puppen funfzig, ja hundert Pfund Cocons, und auf jedes Pfund dreyzehn Quentchen Seide rechnen kann. Gleichwohl haben diese Puppen hier und dort dieselbe Quantität von Blättern, nemlich zweytausend Pfund verzehrt.

Aber woher dieses Mißverhältniß? Einmal ist die Luft in Nismes doch bey weitem nicht so rein und gesund, als sie in den Gebirgen ist. Zweytens sind die Sommer zu heiß, und die Südwinde besonders für die Seidenwürmer mörderisch. Drittens ist der Behälter für die Seidenwürmer, im Languedokischen La Magnagnieiro, immer in der Küche angelegt, wo er also dem Rauch und tausend übeln Dünsten ausgesetzt ist. Viertens endlich gehn die Wärter, Magnagnids genannt, viel zu nachlässig mit den Würmern um. Aus diesen Angaben läßt sich leicht er-

klären, warum der Ertrag so gar gering seyn muß.

Noch verdient übrigens bemerkt zu werden, daß man hier zwar auch nur eine Art Seidenwürmer, aber zwey sehr verschiedene Varietäten kennt, wovon die eine große aber schwache Cocons, die zweyte kleinere und festere giebt, jene aber in Ansehung der Feinheit der Seide den Vorzug hat. Die verschiedenen Farben der Cocons zeigen keine verschiedenen Arten von Seidenwürmern an; denn oft pflegen aus gelben wieder weiße, und umgekehrt zu entstehn.

Was die Seidenmanufakturen anlangt, so werden fünfhundert Spinner, dreyhundert Seidenwinder, viertausend Strumpffabrikanten, dreytausend Taffentarbeiter, zweytausend dreyhundert Strumpfstickerinnen, tausend Fabrikanten von halbseidnen Zeugen, fünfhundert Bandmacher, und zweyhundert Färber gezählt. Die wichtigsten sind die Strumpffabrikanten, selbst jetzt noch,

wo dieser Zweig durch die Handelsverbote in Spanien ziemlich gelitten hat. Hierauf folgen die Taffentfabrikanten, deren Zeuge sich durch ihre Wohlfeilheit, Leichtigkeit und schönes Ansehn empfehlen, auch ins Unendliche variirt worden sind. Nach diesen kommen die Fabrikanten von halbseidenen Zeugen, deren Absatz besonders nach Italien, Spanien und Portugal geht u. s. w.

Nach einem ziemlich glaubwürdigen Mittelanschlage, werden jährlich an Strümpfen für 5,616,000 Liv.; an Taften für 4,875,000 Livres; an halbseidenen Zeugen für 750,000 Livres; an Bändern für 392,000 Livres abgesetzt. Hiezu kommt noch der Rest der nicht verbrauchten rohen Seide, den man ein Jahr in das andere gerechnet zu 2,000,000 Livres, so wie die Flock- und Floretseide zu 350,000 L. anschlagen kann.

Mazargues.

Ohngefähr zwey Stunden südlich von Marseille befindet sich ein 217 Toisen hoher Berg, der unter dem Namen Marseille Veiré bekannt ist. Er hat diesen Namen erhalten, theils weil man von der Spitze desselben ganz Marseille übersehen kann, theils weil man hier in Kriegszeiten die feindlichen Schiffe signalisirt.

An den kahlen Seiten desselben befinden sich einige Tropfsteinhöhlen, mit einer Einsiedeley, Hermite de St. Michael genannt; am Fuße des Berges und in einer kleinen romantischen Bucht liegt das Fischerdorf Mazargues, das in ältern Zeiten der corsischen Familie Ornano gehörte, und dessen Schloß

durch folgenden tragischen Vorfall in den Chroniken von Marseille bekannt geworden ist.

Benigna d'Ornano, die einzige Erbin ihrer Familie hatte sich mit einem corsikanischen Officier, Namens San Pietro, einem der schönsten, und tapfersten Männer seiner Zeit, vermählt, der sich aber bey einem äußerst finstern und melancholischen, obgleich großen und energischen Charakter, der heftigsten Eifersucht überließ. Eine Folge davon war, daß er Benigna wie eine Gefangene behandelte, und sich selbst in die tiefste Einsamkeit vergrub.

Sechs volle Jahre waren auf diese Art in Corsica unter beständigen Leiden vergangen, als Pietro bey einer jener häufigen Revolutionen seines Vaterlandes auszuwandern gezwungen ward. Er schiffte sich demnach mit seiner Gemahlin und seinen zwey Töchtern nach Marseille ein, bezog das Benigna zugehörige Schloß in Mazargues, und hielt sie

selbst auch hier in der strengsten Gefangenschaft.

Unterdessen ward in Toulon eine Expedition gegen die Barbaresken ausgerüstet, und Pietro aufgefordert einer der vornehmsten Anführer zu seyn. Sein Ehrgeiz erwacht; er kann diesem ehrenvollen Rufe nicht länger widerstehen, reist ab, und läßt Benigna unter der Obhut eines alten Dieners zurück. Benigna benutzt diese Abwesenheit, um einige ihrer vorigen Freundinnen zu sprechen, läßt sich von diesen überreden nach Corsica zu flüchten, und ist im Begriffe sich mit ihren Kindern und allen ihren Kostbarkeiten einzuschiffen, als sie von einigen Landsleuten ihres Mannes eingeholt wird. Indessen beschließt der Gouverneur von Marseille sich ihrer anzunehmen, läßt sie in das Haus einer Verwandtin bringen, und verschafft ihr den Schutz des in Aix residirenden Parlements.

So vergehen einige Monate, endlich kommt San Pietro zurück, erfährt was vor-

gefallen ist, läßt den Schutzbrief vernichten, erhält Benigna wieder, führt sie nach Mazargues und überläßt sich dem ganzen Wahnsinn seiner Leidenschaft. Nur wenig Tage haben Wuth uud Liebe, Rache und Eifersucht in seinem Innern getobt, so dringt er um Mitternacht mit einer Fackel in Benigna's Schlafgemach, wirft sich vor ihr nieder, und entdeckt ihr, daß sie sterben muß. — Sie drückt ihre beyden Kinder an ihr Herz — „Nur von deiner Hand laß es seyn!" — sagt sie zu ihm, indem sie ihm die ihrige reicht. —

San Pietro steht auf, küßt sie noch dreymal auf die Stirn, nimmt den zärtlichsten Abschied von ihr, erwürgt sie nebst beyden Kindern, und stürzt sich in sein eigenes Schwerdt. — O Heroismus! o Barbarey! Ich bewundere, und wende mich vor Abscheu ab!

Ueber die neuen antiquarischen Entdeckungen in Nismes.

Man kennt das Werk des gelehrten und fleißigen Menard, über die Alterthümer von Nismes. Es macht den siebenten Band der weitläuftigen Geschichte aus, die er von dieser Stadt geliefert hat, umfaßt aber nur die Entdeckungen bis zum Jahre 1758, wo es herausgekommen ist. Ich habe den Versuch gemacht, eine kleine Nachlese dazu zu liefern, die bis zum Jahre 1802 geht, die man aber als eine blos vorläufige Notiz nicht zu streng beurtheilen muß.

v. H.

I.

Gebäude und darzu gehörige Stücke.

1.

Römisches Thor.

Bey der Niederreißung der im Jahre 1194 erbauten Wälle wurden die Ueberbleibsel zweyer römischen Thore entdeckt, wovon das eine fast noch ganz erhalten ist, wiewohl sich dessen Schwelle drey Toisen unter dem heutigen Boden befindet. Das Ganze bietet außer den Ruinen der beyden Seitenthürme, eine Façade von zehn Toisen, drey Fuß Länge, und von vier Toisen, drey Fuß Höhe, bis zu dem zerstörten Karnieße dar. An beyden Enden ist ein Pilaster von corinthischer Ordnung, und in der Mitte sind noch zwey andere befindlich, wodurch das Ganze in drey Theile getheilt wird, unter denen der mittelste der breiteste ist. Dieser mittelste bildet zwey

hohe von einander getrennte Hauptpassagen, während die beyden andern niedrigern zu den Wachthäusern geführt zu haben scheinen. Die Gewölbe der Hauptpassagen sind eine Toise dick. Ueber denselben sieht man folgende Inschrift:

Imp. Caesar. Divi. F. Augustus
Cos. XI. Trib. Potest. VIII.
Portas. Muros. Col. Dat.

Aus derselben ergiebt sich, daß dieses Thor unter dem Kaiser Augustus, und zwar im Jahre 736 der römischen Aera, also ohngefähr funfzehn bis sechszehn Jahr vor der christlichen Zeitrechnung gebaut worden ist.

2.

Brunnen.

Es sind in Nismes eine große Menge römischer Brunnen entdeckt worden, und man findet deren fast bey jedem Baue, wo ein Grund gegraben werden muß. Sie haben

indessen nichts Merkwürdiges, als ihre unveränderte Cirkelform, und die Festigkeit ihrer Bauart aus lauter Bruchsteinen, die durch einen unverwüstlichen Kitt verbunden sind.

Die Tiefe ist natürlich nach dem Local, der Durchmesser hingegen nur sehr wenig verschieden. Gemeiniglich haben sie nur 25 bis 30 Zoll in der Breite, doch giebt es auch welche, deren Dimensionen weit beträchtlicher sind. So findet man einen in dem Garten des Ingenieur Durand, der eine Oefnung von 5 Fuß, 6 Zollen hat. Dieses ist aber auch bis jetzt der größte, der bekannt geworden ist.

In dem Garten eines Herrn Eüßon *) befindet sich ein Brunnen, der ziemlich merkwürdig ist. Etwas über sechs Fuß von dem gegenwärtigen Boden sieht man nemlich einen großen viereckichten Stein, der einen neun Linien breiten Rand, an zwey von seinen

*) „Vis à vis la placette" am neuen Cours.

Winkeln einen Abschnitt, und in der Mitte eine runde, 18 Zoll große Oefnung hat. Er ruht auf einem zweyten sechs Zoll, acht Linien dicken Steine, der eine gleiche Oefnung hat, und bedeckt einen Brunnen, der bis zur Dammerde aus sechs Reihen Steinen besteht. Jede dieser Reihen ist vier Zoll und fünf Linien hoch, während sie drey Fuß acht Zoll im Durchmesser hat. Der ganze Brunnen ist vier Toisen, sechs Fuß tief.

Unterhalb der letzten Reihe Steine, führt eine alte römische Treppe von ellf Stufen zu einer kleinen, ohngefähr drey □ Fuß im Umfange haltenden Fläche hinab. Auf der vierten Stufe jener Treppe findet man einen Stein, den man sogleich für antik erkennt, der aber das Zeichen EROS * enthält. Die Buchstaben erscheinen verkehrt, weil der Stein so aufgelegt ist, sind aber übrigens sieben Zoll, vier Linien hoch, sehr tief eingegraben und vollkommen gut erhalten. Wahrscheinlich rührt diese Inschrift von einem römischen

christlich

christlichgewordenen Sklaven her, der diesen Namen führte, — man weiß, daß er unter den Sklaven nicht ungewöhnlich war, — und denn dieses Zeichen daneben schrieb. Dies scheint wenigstens Herrn Vincens die natürlichste Erklärungsart zu seyn.

Eben so wird es auch sehr wahrscheinlich, daß dieser Brunnen zu einer sehr ansehnlichen Wohnung gehört haben muß, theils weil die Treppe eine sehr ungewöhnliche Bequemlichkeit war, theils weil man eine Menge von Fragmenten musivischer Fußböden, und eine schöne Statüe der Hygiea in der Nähe gefunden hat.

3.

Fußböden.

Man hat eine Menge Fußböden mit musivischer Arbeit gefunden, von denen besonders folgende bemerkenswerth sind.

1.

In dem Hause eines Herrn Renouard *) wird ein großes Fragment von einem solchen Fußboden aufbewahrt, das drey Toisen, drey Fuß lang, und zwey Toisen, zwey Fuß breit ist. Der Grund ist schwarz, das Innere besteht aus drey in einander befindlichen Vierecken, die mit einer doppelten Einfassung umgeben sind. Die herrschenden Farben sind weiß, roth und schwarz. Die äußere Einfassung stellt eine Linie von Thürmen und Festungswerken vor, die wechselsweise auf der Basis eines Triangels, und dem Haupte einer Figur zu ruhen scheint. Die innere Einfassung besteht aus einer Reihe Portiken, die mit ihrer Basis ohngefähr einen Fuß, acht Zoll hoch sind. Das Ganze zeichnet sich durch Schönheit und Vollendung aus.

*) Man darf nur nach der „Calandre anglaise“ fragen.

2.

In dem Jahre 1767. wurde ein vortreflich gearbeiteter Fußboden gefunden, auf dem man in einer eben so leichten als geschmackvollen Einfassung eine Diane in einer liegenden Stellung sah. Ihre Haare waren fliegend, in der Hand hatte sie eine Lanze, zu ihren Füßen war auf einer Seite ein Hund, auf der andern der Rüssel eines Ebers zu sehn. Das Ganze war aus den schönsten und mannichfaltigsten Marmorarten zusammengesetzt, doch schien Grün die herrschende Farbe zu seyn. Unglücklicherweise aber ist dieses herrliche Gemälde während der Revolution in gleichgültige Hände gekommen, und größtentheils zerstückelt worden.

3.

Bey einem Herrn Laporte in der Straße Peiro-Mouiado, nicht weit von dem, unter dem Namen Maison carree bekannten Tempel, sieht man einen Fußboden,

der, wie sich leicht berechnen läßt, sechs Toisen lang, und drey Toisen, zwey Fuß breit gewesen ist. Der Grund besteht aus großen schwarzen Sechsecken auf gelbem Felde, in denen allerhand Figuren, als Sterne, concentrische Kreise, verschlungene Ellipsen u. s. w. befindlich sind. Die Einfassung ist sehr einfach und besteht blos aus schwarzen und gelben Linien, die aber von verschiedener Stärke sind.

4.

Einen vierten sehr schönen Fußboden findet man bey den Herren Foußard, Astier und Rigaud, nur schade, daß er in dem Magazin und Comtoir befindlich ist. Er verdient besonders wegen seiner schönen Blumen- und Vögelfiguren gesehen zu werden, die hier noch mit mehrern andern auf das geschmackvollste verbunden sind. Durch Zeichnung und Materialien scheint dieses Fragment eines der kostbarsten dieser zu Art seyn.

5.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß in dem Hause eines Herrn Maury, zwischen dem Cours und dem Thore von Alais, ein sehr schöner Fußboden gefunden, aber aus Gleichgültigkeit des Eigenthümers nicht ausgegraben worden ist. Er soll noch völlig erhalten und aus weißen, rothen und blauen Triangeln zusammengesetzt seyn. Ein reicher Liebhaber würde vielleicht einen vortheilhaften Ankauf machen können.

II.

Statüen, Büsten, Basreliefs u. s. w.

1.

Statüe der Hygiea.

Die Statüe ist von weißem Marmor. Die Göttin sitzt, und hat ein Füllhorn in der Hand; der untere Theil des linken Arms

fehlt. Die Statüe ward in dem oben beschriebenen Brunnen gefunden, ist zwar an drey Stellen zerbrochen, könnte aber mit leichter Mühe restaurirt werden. Der Styl ist sehr gut, und verräth die schönsten Zeiten der Kunst.

2.

Ein bronzener Kopf.

Er ist von colossalischer Größe, und scheint zu einer Statüe gehört zu haben, von der man noch nichts weiter gefunden hat. Die Augen mögen wahrscheinlich von Silber gewesen, und daraus entwendet worden seyn. Es ist unmöglich eine Vermuthung über jene Statüe zu fassen, ja man kann kaum bestimmen, ob der vorhandene Kopf ein männlicher, oder weiblicher ist. Eine kleine Rinne, die man an der Stirne bemerkt, mag wahrscheinlich zur Befestigung einer Krone u. s. w. gedient ha-

ben. — Der Kopf ist jetzt auf der Bibliothek zu sehn.

3.

Basreliefs.

1) Vespasian. Ein marmorner Medaillon von ohngefähr neun Zoll Durchmesser, der sehr schön gearbeitet und sehr gut erhalten ist. — bey Herrn Sigori.

2) Ein Basrelief auf einem Opferaltar. Es ist ein Priester, der in der rechten Hand eine Opferschale hält und im Begriffe steht eine Libation zu machen. Unten liest man:

Augusti
Laribus
Cultores ur-e
Fontis.

Das Ganze ist in dem Garten des Herrn Büchet (auf der Straße nach Avignon) zu sehn.

3) Einige andere kleine Basreliefs, die an Fremde verkauft worden sind.

III.

Instrumente, Meublen u. dergl.

1) Eine bronzene Vase von großer Schönheit und vortreflich erhalten; sie ist auf der Bibliothek zu sehen.

2) Eine noch schönere bronzene Lampe, auf deren Schneppe vorne eine Maus befindlich ist. Ebenfalls auf der Bibliothek.

3) Mehrere Vasen und Lampen von Thon u. s. w. die aber eben so häufig als unbedeutend sind.

4) Mehrere Todtenurnen, Thränengefäße u. s. w. die man auf der Bibliothek sehen kann. Bemerkenswerth ist auch eine sehr schöne gläserne Urne, die Herr Büchet besitzt.

5) Mehrere schön geschnittene Steine und Medaillen, die theils in dem Kabinette des jetzigen Präfektes, theils in der öffentlichen Bibliothek, theils in Privatcabinetten vorhanden sind.

6) Eine große Menge Inschriften, von denen Herr Vincens eine Sammlung herausgegeben hat.

Das ist ein kurzes Verzeichniß der antiquarischen Merkwürdigkeiten, die in den letzten vierzig Jahren in Nismes gefunden worden sind. Indessen ist dieser classische Boden noch bey weitem nicht erschöpft, und verbirgt höchst wahrscheinlich noch sehr wichtige antiquarische Schätze in sich.

Das dürfte besonders in den Gegenden der Fall seyn, die man als die ehemaligen Wohnplätze der reichern Bewohner ansehen

kann; das heißt an dem Fuße der Hügelreihe, die den Nordwind abhält, und ganz gegen Süden offen ist. Die schönsten jetzt vorhandenen Monumente sind hier gefunden worden, allein im Ganzen ist kaum der sechste Theil des Bodens untersucht.

Bastiden um Marseille.

Die ganze Gegend von Marseille ist mit mehrern Tausenden von Landhäusern oder Bastiden bedeckt, die zusammen in der Ferne, wie eine zweyte mit Bäumen vermischte Stadt aussehn. Nur wenige sind indessen zu einem ländlichen Aufenthalte geschickt, nur wenige lassen sich mit den herrlichen Campagnen vergleichen, die man z. B. in der Schweitz und in Italien zu finden pflegt.

Eine gewöhnliche Bastide faßt nichts als einen Salon mit einigen Nebenkabinets, höchstens noch ein Paar kleine Oberstübchen in

sich, die nur zu einem Aufenthalt von einer Sommernacht eingerichtet sind. Der sogenannte daranstoßende Garten ist ein beschränktes Stückchen Land, wo man nichts als einige Gemüß- und Rebenfelder, so wie einige kleine Orangen- Mandel- Oliven- und Feigenbäume sieht. Keine Spur von der schönen mannichfaltigen Vegetation, die man in nördlicheren Landhäusern bewundert hat! Kein lieblicher erquickender Schatten, wo man unter Quellengemurmel, und Vögelgesang entschlummern kann! Alles ist in diesen Bastiden kahl und verbrannt, alles ist öde und einförmig, alles, bis auf die hohen Mauern, mit denen man sich eingeschlossen sieht, erinnert an eine künstliche Natur!

Desto schöner sind aber auch die leider nur zu seltenen Bastiden, wo man bequeme freundliche Zimmer, Blumen und Bäume, Schatten und Vögel, Quellen und Ruhe finden kann. Dergleichen wirklich paradiesische Landhäuser giebt es einige an dem Abhange

jenes, unter dem Namen Visto bekannten Hügels in der Gegend, die von den Einwohnern aux Eygalades genannt wird.

Hier, wo mehrere kleine Quellen, und besonders ein in der Nähe fließender Gebirgsbach, die Hüveaune, die Bewässerung erleichtern, hier kann man die herrlichsten Bäume des Nordens und Südens, und die üppigste Gartenvegetation, in einer Kraft und einer Schönheit sehen, die unbeschreiblich sind. Mehrere Besitzer dieser reizenden Landhäuser pflegen auch eine Menge exotischer, besonders afrikanischer und westindischer Pflanzen zu ziehen, die gegen den Nordwind geschützt, sich völlig acclimatisiren, und in herrlicher Schönheit blühen. In diesen Bastiden ist es, wo man wenigstens neun Monat des Jahres unter Blumen und Blüthen leben, und alle Vortheile eines südlichen Landaufenthaltes genießen kann.

Eine gewöhnliche Bastide wird im Werthe zu acht bis zehntausend Livres, eine bessere

zu zwölf bis sechszehntausend, eine vorzügliche zu vier und zwanzig bis dreyßigtausend Livres geschätzt, woraus sich die Kostbarkeit des Bodens beurtheilen läßt. Gleichwohl ist der Besitz einer solchen Bastide, in kaufmännischer Hinsicht betrachtet, nichts weniger als vortheilhaft, indem man ohne das Kapital verinteressirt zu erhalten, sehr häufig noch die Unterhaltungskosten zuschießen muß. Da indessen jeder angesehene Kaufmann aus Ton und conventionellem Luxus eine Bastide haben muß, sollte er sie auch des Jahres nur einigemal gebrauchen; so pflegen die Preise selten niedriger, und sehr oft noch etwas höher zu seyn.

Die gewöhnlichen, und selbst mehrere der besten Bastiden, werden eigentlich nur in den fünf Sommermonaten, und auch dann nur wenig Tage gebraucht. Gemeiniglich kommt man Sonnabends Abends mit einigen Freunden dahin, bringt den Sonntag daselbst zu, und kehrt Montags in die Stadt zurück. Die

Hauptbeschäftigungen dieses Landaufenthaltes pflegen in Schmaußen und — Spielen zu bestehen.

So wenig ländliche Vergnügungen man aber auch in den meisten Bastiden genießen kann, so leidenschaftlich werden sie dennoch an den durch Mode und Gewohnheit bestimmten Tagen, selbst von dem andern Geschlechte besucht. Selbst Handwerksleute u. s. w. äffen hierin den höhern Ständen nach, und miethen sich wenigstens zu diesen kurzen Besuchen bey einem Bauer ein, was denn auch bey ihnen ohne Bedenklichkeit „meine Bastide“ heißt.

Was Fremde anlangt, die in der Nähe von Marseille auf dem Lande zu leben wünschen, so werden sie bey guten Empfehlungen, wohl hier und da in einer der besten Bastiden, noch immer einige Zimmer finden können. In der Regel indessen werden nur ganze Landhäuser, die schlechten für 500 Livres, die besten für 1000, die vorzüglichsten für

2000, ja oft theurer vermiethet, und leider sind es nur die letztern, wo man eigentlich mit Vergnügen wohnen kann.

Es würde ein schönes Werk zu schreiben seyn „über Landhäuser und Landaufenthalt" soviel dazu bey den Alten und Neuern Materialien zu sammeln sind. Göthe hat in seiner bekannten Beschreibung ein Muster gegeben, wie man solche Gegenstände behandeln muß.

Ueber

Ueber die Schiffahrten des massilianischen Astronomen Pytheas.

Folgender Aufsatz ist ein Auszug aus einer Abhandlung des berühmten Azuni, die in einer öffentlichen Versammlung der Academie der Wissenschaften zu Marseille vorgelesen, und mir freundschaftlich mitgetheilt worden ist.

d. H.

Unter den vielen berühmten Männern, die in den ältesten Annalen der Geschichte von Marseille glänzen, verdient der ohngefähr 190 Jahr vor Anfang unserer Zeitrechnung geborne Pytheas, als einer der größten Astro-

nomen und Seefahrer seines Zeitalters mit allem Rechte oben an zu stehn. Früh in den mathematischen Wissenschaften unterrichtet, die mit den ersten Stiftern seiner Vaterstadt aus Griechenland hier eingewandert waren, zeichnete er sich in kurzem durch eben so nützliche Entdeckungen, als große Unternehmungen aus. Er bestimmte zuerst die Breite von Marseille *), und erklärte die Erscheinung der Ebbe und Fluth, mit eben so viel Genauigkeit **), als Richtigkeit; er unternahm endlich jene großen Seereisen, von denen in diesem Aufsatze gehandelt werden soll.

Die erste trat er in dem Jahre 320 vor unserer Zeitrechnung an, und lief mit seinem Schiffe aus Marseille aus ***). Von Vorgebirge zu Vorgebirge, fuhr er längs der spanischen Küste, bis nach Gibraltar hin, ging durch die Meerenge, und segelte längs den

*) Strab. Lib. II.

**) Plutarch. de Placid. Lib. 3. c. 17.

***) Strab. Lib. 2.

portugiesischen und spanischen Küsten, durch den Meerbusen von Biscaja u. s. w. in den Kanal hinein. Nachdem er glücklich hindurchgekommen war, verfolgte er die östlichen Küsten von England, nahm dann seinen Lauf nördlich, und kam endlich nach einem Lande, das die Eingebornen Thule nannten, und wo der längste Tag 24 Stunden lang war, woraus sich auf eine Breite von 66° 30′ N. B. und auf die Schettlandsinseln, oder auf Island schließen läßt.

Wie sehr ist nicht zu bedauern, daß von dem eigenen Berichte unsers Pytheas nur unvollkommene, und vielleicht gar absichtlich veränderte Fragmente, durch Geminus und Strabo bis auf uns gekommen sind. Ja dieser Verlust ist um so empfindlicher, da jener Bericht allem Anscheine nach, noch eine Menge wichtiger Bemerkungen enthielt. Es ist wahr, Polybius und Strabo, und besonders der letzte, haben sehr hart darüber geurtheilt, auch Bayle hat ihnen nach seiner

Methode ohne Bedenken beygestimmt, aber man lese was Gassendi, im vierten Bande seiner Werke, zu der Vertheidigung unsers Pytheas sagt, und man wird sich überzeugen, daß die meisten, ja daß alle angefochtenen Stellen entweder verstümmelt, oder unrichtig verstanden worden sind.

Mir ist es gewiß, daß auch Pytheas die ungeheuren Eisfelder sah, die von den neuen Seefahrern so oft beschrieben worden sind; daß auch er die Idee einer nordwestlichen Durchfahrt gehabt haben mag; daß aber auch er noch mit allen den Hindernissen zu kämpfen hatte, die von jeher mit der Kindheit der Astronomie, Physik und Schiffahrtskunst verbunden gewesen sind.

Bald nach seiner Zurückkunft von dieser Reise, unternahm Pytheas eine zweyte nach der Ostsee, die man gewöhnlich mit der ersten zu verwechseln pflegt, die aber selbst Strabo ausdrücklich davon unterschieden

hat *). Sie ging längs der Süd- und Westküste von Europa hinauf, durch den Kanal in die Nordsee, und von da durch den Sund in das baltische Meer hinein, dessen Küsten Pytheas bis zu der Mündung eines von ihm sogenannten Flusses Tanais, auf das genauste untersucht zu haben scheint.

Diese zweyte Reise ist um so genauer von der ersten zu unterscheiden, da allen vorhandenen Zeugnissen zu Folge **) Pytheas eine eigene, durch Titel und Inhalt von der ersten verschiedene Beschreibung derselben herausgegeben haben muß. Hier sind einige Details darüber, wie sie uns Strabo im dritten und vierten Buche seines Werkes erhalten hat.

Pytheas legte den Weg von Cadiz bis zum Cap Sacré, jetzt Cap St. Vincent ge-

*) Strabo Lib. II.

**) Gemini Isagoge. Cap. 5. Schol. Appollod. Lib. IV.

nannt, in fünf Tagen zurück, indem er nemlich immer an der Küste hinfuhr; er machte mehrere astronomische Beobachtungen, die Eratosthenes zu den Breitenbestimmungen von Spanien, Frankreich und England benutzte, und die in der Folge alle richtig befunden worden sind; er entdeckte endlich, oder fand wenigstens den Weg zu dem einträglichen Zinnhandel, den die Carthaginienser bis jetzt ausschließend mit den brittischen Inseln geführt hatten.

Aber der Fluß Tanais, dessen Mündung Pytheas in der Ostsee fand? Sollte hier kein Irrthum des Seefahrers, oder des Epitomators seiner Berichte vorhanden seyn? Ohne mich in die weitläuftigen Erörterungen eines Gassendi einzulassen, will ich blos das Resultat der meinigen angeben. Es scheint mir demnach, daß der Tanais die Weichsel war; und ich schließe dieses besonders aus der Entdeckung des Bernsteins, den Py-

theas dem Zeugnisse des Plinius zu Folge *), in großer Menge daselbst fand.

Andere haben ferner bezweifeln wollen, daß Pytheas je in einem englischen Hafen gelandet sey, daß überhaupt die Massilier an dem brittischen Zinnhandel Antheil gehabt hätten? Allein ich verweise sie auf die Stellen im Diodor und Strabo **), wo ausdrücklich von fremden Kaufleuten gesprochen wird, die ganz Gallien in dreyßig Tagen durchreisten, das Zinn abholten, und es nach Marseille brachten; ich verweise sie auf die Stelle im Diodor ***), wo ausdrücklich von den Zinntransporten die Rede ist, die über Marseille nach dem Innern gehn.

Doch ich breche ab, es muß mir gnügen, die Aufmerksamkeit von neuem auf einen Astronomen und Seefahrer gerichtet zu haben, der

*) Plin. Hist. natur. Lib. 37. c. 2.

**) Hist. Lib. 5. Strab. Lib. 3.

***) Hist. Lib. 6.

in der Geschichte der Geographie und des Handels die ehrenvollste Erwähnung verdient.

Das ist die Abhandlung des Herrn Azuni *). So wenig sie auch im Ganzen ihren Gegenstand erschöpfen mag, so schien sie mir dennoch wegen einiger eigenthümlichen und neuen Ideen der Bekanntmachung nicht ganz unwerth zu seyn. Immer ist es interessant, die älteste Schiffahrtsgeschichte genauer kennen zu lernen, die vorhandenen Angaben zu prüfen und zu vergleichen, und mit dem Geiste eines Heyne und Heeren Resultate daraus zu ziehn. d. H.

*) Herr Azuni befindet sich gegenwärtig in Paris, wo er eine neue, sehr verbesserte Ausgabe seiner „politisch-physikalischen Geschichte von Sardinien“, und seines allgemeinen „Systems des europäischen Seerechts“ besorgt. Letzteres hat er in dieser völlig umgearbeiteten, und sehr beträchtlich vermehrten Ausgabe, ursprünglich gleich selbst französisch geschrieben, so daß also keine schlechte Uebersetzung (wie bey der zweyten Auflage) in dieser Sprache zu fürchten ist.

Ueber die südlichen und nördlichen Länder von Europa im Allgemeinen.

Die Extreme liegen in der Natur, sie liegen in dem menschlichen Geiste, der der Abdruck derselben ist. Wir haben aber von einem Gemälde der südlichen Länder von Europa gesprochen, als in pittoresker, physischer, und sittlicher Hinsicht geschrieben werden soll. Es wird sein Gegenstück an einem mit gleichem Geiste bearbeiteten Gemälde der nördlichen Länder von Europa finden, das nichts als Kontraste zeigen wird. Beyde werden dann eine Parallele zwischen Norden und Süden nöthig machen, wovon der folgende Aufsatz einige leichte Umrisse enthält.

Betrachten wir zuerst den pittoresken, und eigenthümlichen Charakter der Landschaften. Was finden wir im Norden? Eine große, wilde, gewaltige, gleichsam noch mit sich selbst im Kampfe liegende Natur! Ueberall nichts als Spuren halb entwickelter Kräfte, mächtiger Gegenwirkungen, unvollendeter Schönheiten. Alles groß und erhaben, alles kühn und mächtig, aber auch alles mit dem Charakter der Rauheit, der Härte, und der Schrecklichkeit, die sich minder beschreiben, als fühlen läßt.

Der Süden hingegen? — Zeigt er nicht überall eine sanfte, liebliche, in sich selbst vollendete Natur? Zeigt er nicht überall Verschmelzung, Harmonie und Vollkommenheit? Alle Formen sind hier leichter, zarter, vollendeter; alle Massen scheinen loser, magischer und glänzender zu seyn; alles trägt den Charakter der Milde, Liebe und Freundlichkeit, die über dem ganzen Himmel schwebt.

Weiter die physischen Kontraste selbst, die Erscheinungen, die Formen, die Eigenthümlichkeiten der nördlichen und südlichen Natur, wie sie nur in meteorologischer, botanischer, zoologischer Hinsicht u. s. w. zu betrachten sind. Wie viel interessante Darstellungen, wie viel große und schöne Ideen bieten sie nicht dem Dichter und Philosophen dar! Dieser Theil ist unendlich reich, und erfordert den ganzen Fleiß des Schriftstellers, der diese Werke unternehmen wird.

Endlich die sittlichen Verschiedenheiten mit allen Eigenthümlichkeiten der Existenz, und in allen Formen des Lebensgenusses verfolgt! Wie der Mensch zwar nur ein Produkt seines Bodens und seines Klima's, zwar nur ein Resultat seiner Umgebungen und Verhältnisse, doch in dem rein menschlichen, in dem innern Leben der Species, sich überall gleich geblieben ist, und wie sich am Ende bey allen Verschiedenheiten der ein-

zelnen Theile, alles in große herrliche Harmonie auflöst!

Glauben Sie nicht, mein theuerster Freund, daß zwey solche Werke Interesse und Beyfall finden würden? Wollten wir dann noch weiter gehn, wollten wir die Natur nach allen ihren Formen, Beziehungen und Verhältnissen, in ihrer höchsten und niedrigsten Lebenskraft kennen lernen, so könnten wir ein Gemälde der tropischen Länder, und ein Gemälde der Polarländer hinzufügen, denen es sicher auch nicht an Mannichfaltigkeit fehlen soll.

Sie fühlen den ganzen Werth, den ganzen Vortheil solcher geographisch-ästhetischen Darstellungen. Sie wissen besser als ich, wie viel Materialien dazu erforderlich sind, und mit wie viel Kritik und Geschmack man sie bearbeiten muß. Aber Ihnen brauche ich auch nicht zu sagen, daß eine solche Ansicht der Erde, und des Menschenlebens das sicherste Mittel ist, sich von dem kleinlichen Geiste

der Localität, und der nationalen Beschränkung, zu jener hohen, heiligen, und ächten Weltphilosophie zu erheben, die von jeher das System aller großen und guten Menschen gewesen ist *).

*) Um alle ähnlichen Speculationen unnöthig zu machen, hiermit die Nachricht, daß obige vier Gemälde bereits vor einigen Jahren in Verbindung mit mehrern Freunden angefangen worden, und ihrer Vollendung nahe sind. Sie sind mit dem größten Fleiße nach den besten Materialien bearbeitet worden, und werden in dem botanischen, und überhaupt in dem naturhistorischen Theile, noch überdem von Kennern auf das sorgfältigste revidirt. Die umständliche Anzeige, sobald sich die gewisse Erscheinung bestimmen läßt.

d. H.

Versuche, das Seesalz zum Düngen der Wiesen zu gebrauchen.

Dieser kleine Aufsatz rührt von einem denkenden Landwirthe, Herrn Roch Darbez her, der zu Salon im Departement der Rhonemündungen lebt. Es versteht sich von selbst, daß das Ganze blos Uebersetzung ist.

d. H.

Man pflegt in unsern Gegenden die Wiesen mit kleingestoßenen alten Schiffsspänen zu düngen, und hat sichtbaren Vortheil davon. Da dieses bloß von den darin enthaltenen Salztheilen herkommen kann, so beschloß ich einige Versuche mit bloßem Salze zu machen,

deren Erfolg ich Ihnen mittheilen will. Ich bestimmte eine kleine Wiese von ohngefähr einem Morgen dazu, wovon ich aber die eine Hälfte auf die gewöhnliche Weise düngen ließ.

Der erste Versuch ward im Jahre 1799 im Frühjahr gemacht; lief aber ziemlich unglücklich ab, denn das Gras ward völlig verbrannt. Ich mußte also auf andere Mittel denken, wozu sich auch bey der Lage meiner Wiese Gelegenheit fand.

Längs derselben befindet sich nemlich ein Bach, aus dem ich nach hiesiger Gewohnheit einen kleinen Kanal abgegraben hatte, worin sich eine sehr gute Leimerde anzusetzen pflegt. Von dieser Erde machte ich kleine Schichten, bestreute sie dünn und vorsichtig, mit meinem grob zerstoßenen Salze und breitete die ganze Mischung, nach dem ersten Hiebe, zu Anfang des Junius über meine Wiese aus. Das Gras wurde aber gelb davon, und ich überzeugte mich, daß die Dosis noch zu

scharf gewesen war. Ich beschloß daher, eine ähnlich zubereitete Düngemasse, bis zum nächsten Frühjahr unter freyem Himmel zu lassen, und dann zu sehen, was damit anzufangen sey.

Das Frühjahr kam, meine Masse war ganz von der Winterfeuchtigkeit durchweicht, und hatte von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche eine Art von Crystallisation angesetzt; ich streute aus, bewässerte ohne Aufschub, und hatte die Freude, meine Versuche endlich gelingen zu sehn.

Mein Gras ging weit schöner auf, als auf der andern Hälfte, die wie gewöhnlich gedüngt worden war; es hatte eine weit höhere Farbe, wurde weit feiner, und schien dem Viehe ungleich angenehmer zu seyn, was sich auch durch die beygemischten Salztheile sehr leicht erklären läßt. Ich konnte die Wiese überdem dreymal hauen, und hatte dennoch an den Bestellungskosten erspart. Während

ich

ich nämlich für die gedüngte Hälfte in einem Jahre dreyßig Livres an Dünger aufgewendet hatte, kamen mir die sechs verbrauchten Scheffel Salz nur zwanzig Livres zu stehn.

Ueber
den Sämereyhandel von Nismes.

Man weiß, daß von Nismes jährlich sehr große Ladungen Sämereyen nach Holland, England, Dänemark, Schweden und Rußland gehn, die wegen ihrer Güte, Aechtheit und Schönheit sehr geachtet sind. Hier ist eine vollständige Liste derselben, mit den beygefügten Languedokischen Namen, die teutschen Botanikern und Gartenfreunden gewiß willkommen seyn wird.

d. H.

Verzeichniß der Handelssämereyen von Nismes.

I.

Gartensämereyen.

Lateinisch.	Französisch.	Provincialname.
Allium sativum.	Ail	Ayé
Lepidium sativum	Anitor	Anitor
Scolymus - Cynara	Artichaux	Artichaous
Solanum - Melongena	Aubergine	Aoubergino *)
Ocymum basilicum	Basilic	Basili
Beta vulgaris	Betteraves	Blétarabos
Scolymus cardunculus	Cardon d'Espagne	Cardo
Daucus - carota	Carotte	Pastanargo
Apium graveolens	Celeri	Api
Scandix cerefolium	Cerfeuil	Charfieul
Cichorium-intybus	Chicorée	Sicouréio

*) Auch Meloimgeno.

Lateinisch.	Französisch.	Provincialname.
Brassica oleracea	Choux	Caoulés
Melissa officinalis	Citronelle melisse	Citrounélo
Cucumis sativus.	Concombres	Councoumbrés.
Capsicum annuum	Corail des jardins	Coural (Pebroun)
Cucurbitae	Courges	Cougourlos
Cichorium endivia	Endives	Endévios
Spinacia oleracea	Epinards	Espinards
Hedisarum caput galli	Esparcette	Espercé
Anethum foenicul. graveol.	Fenouil doux	Fénoul doux
Foeniculum dulce	Fenouil d'Espagne	Dasselbe
Rubia tinctorum	Garence	Agaranco
Reseda luteola	Gaude	Gaulo
Lactucae	Laitues	Lachugos
Laurus nobilis.	Laurier	Laourié
Prunus lauro-cerasus	Laurier romain	vacat
Viburnum-tinus	Laurier thym.	vacat
Medicago sativa	Lucerne	Luzerno
Origanum-majorana	Marjolaine	Marjoulèno
Cucumis-melo	Melons	Melouns
Morus alba et nigra	Muriers	Amouriés
Brassica napus	Navets	Nabés

Lateinisch.	Französisch.	Provincialname.
Allium cepa	Oignons	Sébos
Rumex scutatus	Oseille	Aigréto
Papaver somnife-rum	Pavot	Pavo
Apium petroseli-num	Persil	Jaouver
Poterium - Sangui-sorba	Pimprenelle	Pimpanelo
Allium porrum	Poireau	Porré
Solanum - Lyco-persic.	Pomme d'amour	Toumato
Portulacca - olera-cea	Pourpier	Bourtoulaigo
Raphanus sativus	Raifort	Rabés
Brassica - rapa	Rave	Raifort
Ricinus - communis	Ricin	Palma - Christ
Brassica - eruca	Roquette	Rouquéto
Tragopogon - por-rifolium	Salsifis	Sarcifi
Scorzonera - hispa-nica	Scorsonèro	Escarsounèro
Delphinium - Sta-phisagria	Staphisaigre	Grano de capou-chin

2.

Wilde Sämereyen.

Lateinisch.	Französisch.	Provincialname.
Vitex - agnus - castus	Agnus castus	Pébré
Ammi - majus	Améos	vacat
Daucus-carota-sylvestr.	Carotte	Pastanargo saovajo
Anethum - foeniculum	Fenouil amer	Fenouié
Trigonella - foenugraecum	Fenu grec	Sénégrè
Spartium - scorpius	Genet epineux	Argielas
Juniperus - communis	Genièvre	Génébré
Rhamnus infectorius	Graine d'Avignon	Granéto
Lithospermum - officinale	Grémil	Milion - solis
Sambucus ebulus	Hièble	Eouffo
Lavandula Stoechas et Spica	Lavande	Spi
Urtica - pilulifera	Ortie romaine	Ourtigo
Plantago - psyllium	Psillum	Grano déniciro
Ruta graveolens	Rue	Rudo

Lateinisch.	Französisch.	Provincialname.
Rosmarinus officinalis	Romarin	Roumarin
Satureia-montana	Sarriette, Savaurée	Saourieujo
Seseli-tortuosum	Séséli	Fenoul de marseio
Rhus-Sumach	Sumac	Nerto
Coriaria-myrtifolia	— — —	Redou
Thymus serpillum et vulgar.	Thym	Férigoulo

3.

Wurzeln.

Aristolochia rotunda et longa	Aristoloche ronde et long	Faouterno
Dictamnus albus	Fraxinelle	vacat.

Ueber Licht und Luft im Süden.

Zwey große Principe sind es, die der ganzen Natur Leben und Farbe verleihn, Licht und Luft, jene geheimnißvolle Materien, denen der Mensch zwey seiner schönsten Künste, Mahlerey und Musik, verdankt.

So unveränderlich diese Materien in ihren Urbestandtheilen sind, so sehr werden sie durch die verschiedenen Breiten, und wenn wir einen blos sinnlichen Ausdruck brauchen dürfen, durch die verschiedenen Entfernungen von der Sonne modificirt. Licht und Luft im Süden, und Licht und Luft im Norden, wer hat sie vergleichen können, und nicht den Unterschied gefühlt?

Im Süden ist alles Klarheit, Reinheit, Durchsichtigkeit, das Blau des Himmels ist schöner, die Sonne glänzender, das ganze Firmament erscheint mit neuer Herrlichkeit. Alle Umrisse sind reiner und lieblicher, alle Massen treten bestimmter und schärfer hervor; über der ganzen südlichen Welt schwebt ein magisches Licht, mit tausendfältigem Farbenspiel.

Im Süden ist die Luft gleichsam ein verfeinertes geistiges Fluidum, mit dem man Leben und Kraft, Muth und Begeisterung hinuntertrinkt. In leichten, lieblichen, silbernen Wolken wallt sie am Himmel hin, schwebt an den rosigen Spitzen der Berge, oder wird auf dem Spiegel des Meeres zum schönsten Grün. Zart und leicht zusammengewoben, von allen Nordischen Nebeln entbunden, spielt sie mild und sanft um die Brust ihrer Lieblinge herum.

Im Norden hingegen ist alles hart und einförmig, alles glanzlos und freudenleer.

Schwer und düster senkt sich der eiserne Himmel auf die Welt herab, und umhüllt alles mit Grabesnacht. Dicht und gepreßt fließt die Luft in rohen und halb gebildeten Massen daher, beengt die Brust, die sie beleben soll, und erfüllt alles mit Schwermuth und Lebensmüdigkeit.

Sehr schön und gefühlvoll sagt Göthe in einer seiner Elegieen:

„O wie fühl ich in Rom *) mich so froh! gedenk ich der Zeiten,
„Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing.
„Trübe der Himmel und schwer, auf meinen Scheitel sich neigte,
„Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag;

*) Mit einer, der vielen einsylbigten Worte wegen, überdem sehr passenden Veränderung könnte auch gelesen werden: Im Süden, wo aber alsdenn So wegbleiben muß.

„Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
„Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
„Nun umleuchtet der Glanz des hellen Aethers die Stirne,
„Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
„Sternenhell glänzet die Nacht, ertönend von frohen Gesängen.
„Und mir leuchtet der Mond heller, als ehmals der Tag.
„Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
„Dein ambrosisches Haus, Jupiter, Vater, den Gast?

Der Einfluß dieser beyden Principe auf die Organisation, auf das physische, und intellektuelle Spiel der Maschine, bedarf keiner weitern Erläuterung, auch die südliche und nördliche Poesie liefert unter andern Beweise dafür. Das gilt besonders von den Naturschilderungen, bey deren Vergleichung sich aus einer Menge bedeutsamer Details, sogleich

das Vaterland des Dichters errathen läßt.

Es ist eine bekannte Sache, daß fast alle Vögel vorzugsweise an der Südseite bauen. Alle fein organisirte Menschen haben denselben Instinkt, und werden nie freywillig in eine nördliche Wohnung ziehn. Für Schriftsteller besonders müssen diese Rücksichten sehr wichtig seyn. Wie manches mißlungene Werk ward in einem düstern nördlichen Zimmer geschrieben; wie manches unsinnige System in einer solchen metaphysischen Höhle ausgeheckt! Wie der Mensch denkt, so wohnt er, und wie er wohnt, so denkt er, sein äußeres und sein inneres Leben wird immer gegenseitig reproducirt. Aller unser metaphysischer Wust ist eitel nordisches Nebelwerk; schickt unsre finstern Scholastiker nach Süden, und ihr werdet sie plötzlich verwandelt sehn.

O Natur, mit deiner Sonne und deiner Lebensluft! Wenn ich euch nur behalten,

wenn ich euch nur mein nennen kann! Und mag ich arm und vergessen sterben, mein letzter Blick wird selig, mein letzter Athemzug entzückend seyn.

Forstwissenschaftliche Bemerkungen über die Ursachen des Holzmangels, und die vornehmsten wildwachsenden Bäume und Gesträuche in der Provence.

Ein Auszug

aus einer in der Academie zu Marseille vorgelesenen Abhandlung.

Der Boden der ehemaligen Provence, oder der heutigen Departements: Vauclüse, Rhonemündungen, Var und Niederalpen, ist im Allgemeinen zu trocken, um viel Holz hervorzubringen, zumal, da auch im Ganzen nur wenig Regen fällt. Man kann ihn in zwey große Haupttheile, in Kalk- und Granitboden abtheilen, wovon der erste, die Sieben Achtel

des Ganzen umfassend, fast ausschließlich in den Departements Vaucluse, Rhonemündungen und Niederalpen, der zweyte nur in dem Departement du Var befindlich ist.

Was zuerst den Kalkboden anlangt, so ist er in sehr mannichfaltigen Verhältnissen, theils mit Kreide, Gyps und Mergel, theils mit Letten, Sand und Kiesel vermischt, auch findet man Granitgeschiebe und hier und da, wie z. B. bey Beaulieu und Evenos, einige Spuren ausgebrannter Vulkane darin.

Mitten in diesen Kalkgegenden giebt es große, aus lauter Kieselgeschieben bestehende Flächen, wie z. B. die Crau, den Distrikt von Biot, Antibes, Riez, Mees, Valansolle u. s. w. wo man zwar Früchte und Wein, aber auch kein Holz bauen kann.

Dasselbe ist der Fall mit den niedrigen Gebirgen, die besonders auf ihrer Südseite fast völlig kahl und baumlos sind; kaum trift man hier und da einige Eichenbüsche (Ilex

und Quercus), etwas Rosmarin, Spartum, Buchsbaum, Thymian und Lavendel an; nur in den höhern und kältern Gegenden kann man Buchen, Tannen, Fichten und Lerchenbäume sehen. Die Nordseite indessen bietet im Allgemeinen mehr und schönere Bäume dar.

Was die von der Rhone und Dürance in diesen Kalkgegenden gebildeten großen Ebenen anlangt, wie z. B. die Camargue, die Ebenen von Arles, Avignon, Cavaillon u. s. w. so sind ebenfalls nur wenig mit Holz bebaut. Der fruchtbare Boden ist hier zu kostbar, man begnügt sich einige Bäume längs der Kanäle zu lassen, und wendet das übrige Land lieber zum Korn- und Wiesenbau an. Das von den Kalkgegenden; jetzt von dem Granitboden, der in dem Departement du Var befindlich ist.

Man findet in diesem Granite Quarz, Porphyr, Glimmer, Topfstein, Schiefer u. s. w. ohne die mindeste Vermischung von Kalkstein.

stein. Ja er ist so bestimmt von dem letztern abgesondert, daß man in einer Strecke von vier und zwanzig Lieuen (von Lacadiere bis Antibes) links die hohen kahlen Kalkgebirge, rechts die noch höhern schön bewachsenen Granitgebirge, ohne die mindeste Vermischung erblickt. Diese letztern sind es, die man im südlichen Frankreich mit dem Namen „Les Maures“ bezeichnet hat, weil die Araber fast zwey Jahrhunderte durch ihre Positionen darin hatten.

Hier findet man eine Menge ziemlich schöner Bäume, und zwar bis an die Gipfel der Berge hinan. Mehrere Eichen- und Fichtenarten, hohe Eschen, Kastanien u. s. w. wechseln mit Cysten, Myrthensträuchen, Erdbeerbäumen, Ericas u. s. w. ab; und bilden, besonders in Vergleichung mit jenen kahlen Gegenden, ziemlich angenehme Waldungen. — Dies im Allgemeinen; wir wollen nun auch von jedem der beyden Haupttheile im Beson-

dern sprechen, und fangen wieder mit den Kalkgegenden an.

Gemeiniglich glauben unsere Landleute, der Kalkboden sey gar nicht zum Holzanbau geschickt. Allein aus alten chronicalischen Nachrichten und andern Anzeigen erhellet, daß es hier in frühern Zeiten sehr beträchtliche Waldungen gab. Nur mit der zunehmenden Bevölkerung wurden sie allmählich ohne System und Ueberlegung ausgerottet, besonders um dem übertriebenen Weinbau Platz zu machen; der doch im eigentlichen Sinne eine Landplage unserer südlichen Provinzen ist.

Allein was hat man dadurch gewonnen? Ich antworte: Man hat vielmehr den größten Schaden davon gehabt. Einmal hat man dadurch das ohnehin sehr heiße Klima der Provinz nur noch trockner; zweytens hat man den heftigen Regengüssen den Zugang in die Ebene nur noch leichter gemacht; drittens hat man die wenige gute Erde, die die Felsen bedeckte, und die vorher durch die Wurzeln der

Bäume festgehalten wurde, völlig eingebüßt. Daher der traurige Anblick unsrer nakten Gebirge, daher die Unmöglichkeit, sie jemals wieder angebaut zu sehn.

Man verstehe mich indessen nicht unrecht. Ich will keinesweges die vernünftige Ausrottung in Anspruch nehmen, ich rede blos von der thörichten Wuth, mit der man gleichsam jedem Baum den Krieg angekündigt hat. Dieses ist vielleicht funfzig Jahr hinter einander ohne auffallende Wirkungen getrieben worden, aber plötzlich haben sich alle schlimme Folgen auf einem Punkte vereinigt, und sich also nun desto fühlbarer eingestellt.

Man sehe doch nur einmal, wie trocken unsere Sommer, wie schlecht also unsre Erndten seit ohngefähr achtzig Jahren sind; wie sehr die Bevölkerung gerade in den Gebirgen abgenommen hat, wie wenig unsre Fabriken die Concurrenz mit den nördlichern, in holzreichern Gegenden gelegenen aushalten können,

und man wird von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt seyn.

Was ist nun in den Kalkgegenden an Waldung übrig geblieben? Mit Ausnahme einiger Fichten- Tannen- und Lerchenbaum-Forste in dem Departement der Niederalpen, einiger Eichen- Eschen- und Fichtenwaldungen in den Departements Vauclüse, Rhonemündungen, die, wohl zu merken, noch obendrein in sehr schlechtem Zustande sind, so gut als gar nichts. Man kann Tagelang reisen, ohne in den übrigen Theilen der genannten Departements etwas mehr als kleine verkrüppelte, hier und da zerstreute Gebüsche zu sehn.

Was die Granitgegenden anlangt, so findet man, wie gesagt, noch ziemliche Waldungen darin, besonders wenn man eben aus den kahlen Kalkgegenden kommt. Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß die unvernünftige Ausrottungsmethode hier keine Nachahmer gefunden hat. Indessen wird dennoch der Ackerbau nach einem Systeme ge-

trieben, das auch diesen Waldungen schon nachtheilig geworden ist, und es immer mehr werden muß.

Die armen Einwohner dieser Gebirge nemlich haben den Eigensinn, troz ihrem dürren, steinigten und unfruchtbaren Boden, so viel Getreide als möglich auszusäen. Zu diesem Ende hauen sie aller zwanzig Jahre einige Morgen Wald um, doch so, daß die größern Fichten und Korkeichen stehen bleiben, machen es urbar, säen das erste Jahr Weizen, das zweyte Hafer hinein, und lassen es dann wieder achtzehn Jahr als Waldstück stehn. Dieses sind die sogenannten Taillades, die aber für die Erhaltung der Wälder äußerst nachtheilig sind.

Zuerst gehen nicht nur eine Menge junger herrlicher Stämme durch die unsystematische, und unwissenschaftliche Abtheilung des Ganzen selbst verloren, sondern auch sehr viel grosse und schöne Bäume, die man gern verschonen möchte, leiden mehr oder weniger da-

bey. Zweytens giebt diese Ausrottungsart zu den häufigen Waldbränden Gelegenheit, über die man jeden Sommer in diesem Departement klagen hört, und die oft sieben bis acht Lieuen weit gehn.

Wir schließen diesen Aufsatz mit einigen Bemerkungen über die vornehmsten, in der Provence, oder den genannten Departements wildwachsenden Bäume und Gesträuche, welches folgende sind:

Quercus Suber. Chêne-liège. (die Korkeiche). Sehr häufig in den sogenannten maurischen Gebirgen (Les maures), von denen oben gesprochen worden ist, wo die Rinde verarbeitet wird. Er kommt in jedem Boden, selbst zwischen Felsen, und in Glimmerschiefer fort, wenn es ihm nur nicht an Wärme fehlt. Um den Stamm zu bilden, muß man den Baum in der Jugend ausästen. Die Rinde wird aller acht bis zehn Jahr abgezogen, und damit im zwölften Jahre der Anfang gemacht; gleichwohl wird der Baum in der Regel meh-

rere hundert Jahre alt. Die beste Rinde geben die Bäume, die in sehr magerm und steinigtem Erdreich stehn. Das Holz ist gut zum Brennen, auch zum Zimmern, wiewohl es ziemlich schwer ist. Die Früchte sind gut fürs Rindvieh, auch mästet man Schweine und Truthüner damit. Der Gebrauch des Korkes selbst ist allgemein bekannt.

Quercus Ilex. Chêne verd. Man findet diesen Baum vom Ufer des Meeres an, bis in die niedrigern Gebirge hinauf. Er wächst in dem trockensten Boden, am liebsten zwischen Felsen, nur muß er gegen die rauhen Winde geschützt seyn; in der Regel pflegt er aber immer klein zu bleiben. Er giebt das beste Brennholz, auch wird die Rinde ganz vorzüglich zur Gerberlohe gesucht.

Quercus alba. Chêne blanc. Ueberall bis an den Fuß der Alpen; der Boden muß aber fetter und tiefer, so wie die Lage kühler seyn, als bey den vorigen. Er wächst äußerst langsam, wird aber sehr groß und

dick, und stirbt so zu sagen niemals aus. Der große Nutzen, den man von dem Holze zum Schiffbau u. s. w. so wie von der Rinde zum Gerben, von den Früchten zum Mästen des Rind- und Federviehes zieht, ist bekannt.

Castanea. Chataïgnier. Am häufigsten in den maurischen Gebirgen, auch in einigen Kiesgegenden in dem Departement der Niederalpen, fast gar nicht im Kalkboden, wo er immer einzugehen pflegt. Die hiesigen Böttcher machen Dauben und Reifen daraus.

Pinus pinea. Pin cultivé. Provenzal. Pin-pignier. Wild in den maurischen Gebirgen, zwischen Frejus, St. Tropez und Hyeres, wo es ehedem große Waldungen davon gab, die aber jetzt fast ganz verwüstet sind. Er kommt fast überall sehr gut fort, am besten aber in fettem Sandlande, nur muß er der Kälte nicht zu sehr ausgesetzt seyn, wogegen er äußerst empfindlich ist. Wegen

seiner Früchte und seiner Schönheit wird er auch vorzugsweise in Gärten gepflanzt.

Pinus maritima major. Grand pin maritime. Kommt in dem dürrsten und steinigtsten Boden, sogar zwischen Schieferlagen fort. Ehedem waren die maurischen Gebirge und auch der Berg Esterelle ganz damit bedeckt, aber häufige Brände und revolutionaire Räubereyen haben diese schönen Waldungen sehr dünne gemacht. Im Kalkboden scheint er nie zu gedeihen. Dagegen kommt:

Pinus maritima minor. Petit pin maritime sehr gut darin fort; ob er gleich auch im Kies- und Kreidelande, und überhaupt in dem allerschlechtesten gedeiht. Er zeichnet sich durch sein Harz aus.

Lotus fructu cerasi. Micocoulier. Prov. Falabriguier. Wird sehr groß und schön, und kommt in den südlichen Theilen der Provence, selbst im trockensten Boden fort. Er wird durch Samen fortgepflanzt.

Pyrus sylvestris. Poirier sauvage. Provenc. Perussier. In den wildesten unfruchtbarsten Gegenden, von der Küste bis an den Fuß der Alpen. Das Holz dient zur Tischlerarbeit; die aller fünf bis sechs Jahre abzuplattenden Aeste werden zu Faschinen, die Früchte zum Viehfutter und Mästen des Geflügels gebraucht.

Pinus sylvestris fol. brev. glan. con. parv. albicantib. Pin d'Ecosse, Pin de Genève. Auf den niedrigen Gebirgen und überhaupt in allen hohen und kalten Gegenden der Provinz. Er kommt in dem schlechtesten Kreideboden und auch wieder in dem feuchtesten Lande fort. Das harzreiche Holz wird zur Tischlerarbeit gebraucht.

Sorbus Aucuparia. Sorbier des oiseaux in den hohen kalten Gegenden des Departements der Niederalpen. Und Sorbus sativa (Cormier) in den mittlern und untern Theilen der Provinz. Letzterer kommt wild in den Hecken, und zwar in je-

dem Boden und in der südlichsten oder nördlichsten Lage ohne Unterschied fort. Das Holz wird seiner Härte wegen sehr gesucht. Er wird durch Samen fortgepflanzt.

Cerasus sylvestris amara. Mahaleb. Im Departement der Niederalpen. Er kommt selbst in schlechtem Boden ziemlich gut fort, wird schnell und leicht aus den Samen gezogen, und liefert ein gutes Holz, das von den Tischlern zum Einlegen, und von den Drechslern zu allerhand kleinen Arbeiten gebraucht wird.

Acer. Erable. Man findet mehrere Species, als: Acer foliis trilob. lob. integr. Linn. l'érable de Montpellier, in schattigen Gegenden des südlichen Theils. Acer camp. fol. lob. obtus. emargin. le petit érable, an den Wegen und Bächen. Acer pseudo-platanus, in allen höhern und kalten Gegenden der Departements.

Crataegus aria. L'alisier. In bergigten Gegenden und im Schatten. Er

pflanzt sich durch die Früchte fort, sein Holz ist hart.

Fraxinus. In den kühlen nördlichen Gegenden: Fraxinus foliol. serrat. Florib. apetal. In den warmen südlichen: Fraxinus fol. serrat. Florib. corollat.

Erica maxima alba. Grande bruyere. Häufig in den maurischen Gebirgen, und auf dem Berge Esterelle, wo sie allmählich die ehemaligen Fichten- und Korkbaumpflanzungen ersetzen wird. Aus dem Stamme werden sehr gute Schmiedekohlen gebrannt.

Cystus ladanifera monspel. Cyste. Prov. Massuguo. Von sehr großem Nutzen für die Granitgegenden, wo diese Pflanze theils frisch, theils verfault zum Düngen gebraucht wird, auch dem steinigtsten und erschöpftesten Boden, wenn man sie sieben bis acht Jahr darauf vegetiren läßt, seine erste Fruchtbarkeit, und so zu sagen eine neue Oberfläche guter Erde, wieder giebt. Sie wird drey bis vier Fuß hoch, und hat vor dem, in

den Kalkgegenden zu gleichem Zweck, gebrauchten Buchsbaum den Vorzug, schneller zu wachsen und in größerem Ueberflusse vorhanden zu seyn.

Quercus coccifera. Chêne nain. Prov. Avaus. In den Kalkgegenden und zwar in dem unfruchtbarsten Boden zwischen Felsen und Kieseln, wo sonst nichts gedeihen will. Es ist noch der einzige Baum, der hier und da die Kalkhügel bedeckt, und gutes Brennholz giebt. Der Kermes wird aber nur auf den Bäumen gefunden, die in den südlichen Gegenden angepflanzt sind; z. B. in der Crau, bey Lambesc, Ventabreu, in allen Dörfern um dee Teich Berre u. s. w. In den Küstengegenden pflegt er immer am größten und schönsten zu seyn.

Ueber die provenzalischen Schnitter.

Die zwey schönsten Beschäftigungen des Ackerbaus, Säen und Erndten, schließen eine Menge ästhetischer Ideen in sich, die auch in dem herrlichen poetischen Alterthum durch mehrere reizende Symbole und Feste bezeichnet worden sind. Erndte und Erndtebeschäftigungen vorzüglich, mit allen ihren Beziehungen auf Freude und Erfüllung, auf Genuß und Vollendung, haben von jeher, und bey allen Nationen eine der schönsten Epochen des ländlichen Lebens gemacht.

Möchte ein Schriftsteller von Geist, Gefühl und Geschmack, alle diese schönen Bilder in ein Gemälde vereinigen; die erste, die friedlichste, die nützlichste Beschäftigung des Men-

schen in ihren mannichfaltigen Beziehungen zu dem Schönen verfolgen, und so auch seinerseits die herrliche poetische Ansicht des Lebens wieder herzustellen streben, die der scholastische Geist des Zeitalters beynahe vernichtet hat. Bis einer meiner Freunde jene interessante Idee ausführen wird, mag folgender Aufsatz ein kleiner Beytrag zu seinen Collektaneen seyn.

Die Provence nach ihren alten Gränzen betrachtet, bietet bekanntlich drey große, durch ihr Klima äußerst verschiedene Theile, nemlich den untern, mittlern, und obern dar, in denen natürlich die Erndte auf verschiedene Monate fallen muß. Dieser Umstand hat in der Provence eine ganz eigene Art, wenn ich so sagen darf, von Schnitternomaden gebildet, die als freye ökonomische Künstler, den ganzen Sommer von einem Orte zum andern, und aus einem Theile der Provinz in den andern, doch immer von Süden nach Norden ziehn.

Der Anfang wird mit dem südlichsten Punkte Napoule, ohngefähr zu Ende des Mays, gemacht. Von hier bis zum nördlichsten, Barcelonette, ist ein fast dreymonatlicher Zwischenraum. Dieser nach einer sehr natürlichen klimatischen Progression in kleinere Theile getheilt, giebt für die dazwischen liegenden Punkte Verschiedenheiten von acht bis zwölf, von vierzehn bis achtzehn Tagen ab. Auf diese Art hat sich demnach eine fortlaufende Kette von Erndtearbeiten und von Verbindungen unter den Landleuten gebildet, die selbst durch die falsche und lächerliche Departementseintheilung nicht verändert worden ist.

Diese Schnitter nun ziehen mit Weibern und Kindern, in Karavanen von achtzig bis hundert Mann, und führen immer ihre ganze Oeconomie auf Eseln mit sich. Sie haben ihre Ober- und Unterschnitter, machen ihre Streitigkeiten vor einem eigenen dazu gebildeten Ausschuß aus, zehren aus einer gemeinschaftlichen

schaftlichen Kasse, deren Rest am Ende gleichmäßig vertheilt wird, und zeichnen sich überhaupt durch gewisse patriarchalische Sittenformen aus, die von ihrer Beschäftigung unzertrennlich sind.

Nichts froheres, nichts freyeres überhaupt, als ihre Lebensart. Alles ist hier gepaart, jedes Mädchen hat ihren Liebhaber, der ihr die Garben binden hilft; jeder Schnitter hat ein Weibchen oder ein Liebchen, die ihm von Zeit zu Zeit einen Labetrunk reicht. Ist der Tag unter der Arbeit zugebracht, so zündet man Abends auf der Tenne ein großes Feuer an; die Alten zechen und schwatzen, die Jungen tanzen und gehen der Liebe nach. Der Sonntag besonders ist ein außerordentliches Fest, wo sich alles der provenzalischen Freiheit zu überlassen pflegt.

So bringen diese Schnitter fast viertehalb Monat des Jahres beständig unter freyem Himmel zu, ohne daß sie den in unsern Breiten so häufigen, mit dieser Lebensart

verbundenen Krankheiten unterworfen sind. Die einzige Vorsicht, die sie beobachten, dürfte der häufige Genuß von Weinessig seyn, den sie an alle ihre Speisen thun; auch werden ihre Reisen immer nur des Nachts gemacht. Mit Eintritt des Herbstes endlich kehrt alles in die Heymath zurück; und fast jedes Mädchen langt guter Hofnung an.

Der Enthusiasmus dieser Schnitter für ihre Lebensart ist außerordentlich. Den ganzen Winter hört man sie von dem vorigen Sommer sprechen, und alle ihre häuslichen Einrichtungen drehen sich um die Erndte herum. Schade, daß ihre fröhlichen Schnitter- und Reiselieder so schwer zu sammeln und niederzuschreiben sind; sie würden kein unbedeutender Beytrag zu der Geschichte der provenzalischen Dichtkunst seyn.

Ueber den moralischen Einfluß der verschiedenen Jahrszeiten.

Aus allen Formen, allen Erscheinungen der Natur, spricht eine unerforschliche Harmonie das Herz des Menschen an. Alle Gestalten der Dinge rufen vertraute Empfindungen hervor, alle Verwandlungen des äußern Lebens spiegeln sich in dem innern ab. So auch der Wechsel der Jahrszeiten, der mit einem geistigen Cyclus von Ideen und Gefühlen in der genausten Verbindung steht.

Die Luft wird schärfer, der Himmel düsterer, alle Felder sind verödet, alle Bäume entblättert, Reif und Nebel, Stürme und Regengüsse, kündigen den Uebergang des Herbstes zum Winter an. Auch in dem In-

nern des Menschen fängt alles an abzuster- ben; alle Hofnungen, alle Freuden, alle Bil- der der Liebe und des Lebens verlassen ihn. Wohin er blickt, überall wird er nichts als Zerstörung und Auflösung gewahr; überall sieht er die Schritte des Todes, der ihm sein eigenes Grab zu bezeichnen scheint.

So tritt der Winter mit seinen kurzen traurigen Tagen, mit seinen Schneegewölken, mit allen seinen Schrecknissen ein. Alle For- men der Natur sind vernichtet, alle ihre Er- scheinungen kündigen ihren Untergang an. Auch die Schwermuth, der Lebensüberdruß des Menschen erreicht nun seinen höchsten Grad. Der letzte Schimmer von Hofnung ist verschwunden, die letzte Blüthe der Erin- nerung verwelkt. Die stille Verzweiflung löst sich in freywillige Vernichtung auf. — Hinab, hinab in die finstre starrende Todesnacht, wenn ihn nicht der Engel der Liebe an dem Rande des Abgrundes zurückzuhalten ver- mag.

Aber Tage, Wochen und Monate reihen sich an einander, und mit jedem Morgen ist die holde lebenbringende Sonne näher gerückt. Die Luft wird milder, der Himmel heiterer, die Fluren werden von ihrem Schneegewand befreyt, die Ströme werfen allmählich ihre Fesseln ab. Die ganze Natur fängt an, aus ihrem Schlummer zu erwachen, und jeder Tag führt neue Ahnungen des Lebens herbey.

So zieht der holde Frühling mit allen seinen Blüthen und Blumen, seinen Vögeln und seinen Zephyrs ein. Alles keimt und sproßt, alles ist mild und lieblich, alles voll Leben und Fröhlichkeit. Auch in der Brust des Menschen ist ein holder himmlischer Tag erwacht. Alle Bilder der Liebe und des Lebens sind mit neuen herrlichen Farben geschmückt; alle freundliche Hofnungen, alle schöne Erinnerungen, gleich zärtlichen Freundinnen zurückgekehrt. Groß und ruhig wandelt er wieder in der blühenden Natur umher,

und die schönsten Ideen, die kühnsten Entschlüsse sprossen hold und kräftig in seinem Innern auf.

Leicht und lieblich hat der Frühling die Gestalt des Sommers angenommen, und alles wächst und reift, in Kraft und Herrlichkeit. Die Natur eilt nun dem höchsten Grade ihrer Stärke, dem höchsten Punkte ihrer Vollendung zu. Auch in der Brust des Menschen strebt alles zur kräftigsten Thätigkeit und Vollkommenheit hin. Blüthen sind nun Früchte, Pläne sind Wirklichkeiten geworden, und alle Ideen und alle Gefühle sind von dem feurigsten Leben durchglüht.

Reich und segensbeladen, ruft endlich die müde Natur den freundlichen Herbst herbey. Alles wird nun sanfter und milder, alles bringt gern und freudig seine Früchte dar. Auch in der Brust des Menschen ist das wilde tobende Leben verstummt, und still und besonnen ruht er an seinem Ziele aus. Freundlich scheint ihn die Natur noch einmal

an ihren Busen zu nehmen, und mit frommer Ergebung sieht er die holde Sonne in ferne Zonen ziehn.

Das ist der Cyclus der menschlichen Empfindungen, in so fern er durch die Metamorphosen des Jahres bestimmt wird. Nur feinorganisirten Menschen, nur südlichen Naturen indessen wird er verständlich seyn. Sie und nur Sie werden hier das wandelnde Gemälde ihres Herzens wiederfinden, und die Natur erkennen, die sich ewig darin zurückspiegeln wird.

Was ihr unternehmt, bestimmt den Frühling, bestimmt den Sommer dazu! Liebt und dichtet, führt eure schönsten Ideen, eure schönsten Entschlüsse in diesen Monaten des erhöhten Lebens aus! Und willst du einmal deine Freunde zu dir rufen, o holder Genius der Ruhe, so sey es mitten in der Blumenzeit! Laß uns mit Rosen bekränzt, in deine Arme sinken, und führ uns unter grünenden Bäumen in das himmlische Frühlingsland!

Ueber die provenzalischen Gebirge und deren Einwohner, nebst einigen Bemerkungen über den angeblichen Vulkan von Revest.

Mitten in die Provence drängt sich eine Kette alpinischer Gebirge hinein, die sich von den Gränzen der Dauphine' bis an das Mittelmeer erstreckt, den nördlichen und südlichen Theil der Provinz von einander trennt, und aus zwey parallelen, doch sehr verschiedenen Reihen besteht.

Die unterste Reihe, und gleichsam der erste Absatz der Kette, besteht aus blättrichtem Kalkstein, mit unregelmäßigen Thon- und Schieferadern, auch unterbrochenen Conchylienbänken vermischt. Das Klima ist ziem-

lich rauh, doch keinesweges ungesund, besonders auf den südlichen Abhängen, wo die Winter etwas kürzer sind. Der Ackerbau ist unbedeutend, theils weil es überhaupt an fruchtbarer Erde fehlt, theils weil der noch vorhandene Boden zu heiß und zu strenge ist. In den Thälern indessen wird guter Waizen gebaut. Im Allgemeinen sind diese Kalkgebirge nur sparsam mit Bäumen bedeckt, und bieten meistens nichts als kahle verbrannte Felsen dar. Eine Folge davon ist der Mangel an Wiesewachs und Viehzucht, was keiner Erläuterung bedarf.

Die Bevölkerung dieser untern Gebirgsreihe ist verhältnißmäßig äußerst schwach, kaum werden anderthalb bis zweytausend Einwohner gezählt, auf deren ärmliche Lebensart sich leicht nach obigen Angaben schließen läßt. Der größte Theil dieser Bergbewohner pflegt daher mit Ende des Herbstes, und zwar mit Weibern und Kindern in die südlichen Theile der Provinz zu ziehn, wo sie sich als wahre

provenzalische Savoyarden auf tausend Arten zu nähren wissen.

Einige arbeiten in den Fabriken, andre vermiethen sich als Kärner, Stallknechte, u. s. w. oder arbeiten für Tagelohn; die Weiber nähren sich als Wäscherinnen, die Knaben werden Schuhputzer, Kastanienverkäufer und dergleichen, oder ziehen mit Murmelthieren und Orgeln herum, die Mädchen suchen sich vom Flicken zu erhalten, oder fangen einen kleinen Feigen- und Käsehandel an, jedes Glied der Familie hat einen kleinen Erwerbszweig, dessen Ertrag in die gemeinschaftliche Wirthschaftskasse kommt. Was denn am Ende des Winters erspart worden ist, giebt den nothdürftigen Unterhalt für den kommenden Sommer ab.

Diese Wanderungen haben schon seit den ältesten Zeiten Statt gefunden, und werden fast immer mit den Zugvögeln zugleich gemacht. Aus diesem Umstande muß man sich die südliche Verfeinerung, die städtische Bil-

dung, aber auch die städtische Verderbniß jener Bergbewohner erklären, die den Reisenden anfangs so auffallend ist.

Was die zweyte, oder höhere Gebirgskette anlangt, so besteht sie aus Granit, Quarz, Hornstein, Schiefer und körnichtem Kalkstein, in großen auf einander ruhenden Blöcken zusammengesetzt. Die Verbindungen sind gleichmäßiger, die Thäler geräumiger, die Ramificationen ausgebreiteter, als bey den niedrigern. Das Klima hat alle Eigenthümlichkeiten der hohen Alpen, so wie man auch die Alpenquellen und die Alpenpflanzungen, die Alpenwiesen und die Alpenwälder, und jene hohen herrlichen Alpenthäler, in diesen Gebirgen wieder finden kann.

Durch denselben Alpencharakter zeichnen sich ferner auch die Bewohner jener hohen Gebirge aus; groß, stark, muthig, kühn und frey, ein herrlicher kräftiger Menschenschlag, in der ganzen Provence wegen seiner Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Gutmüthigkeit be-

kannt. Ohne gerade so regelmäßig wie jene niedrigern Gebirgsbewohner auszuwandern, bringen doch sehr viel von ihnen einen großen Theil ihrer Jünglingsjahre in den größern Städten der südlichen Provence zu, wo man sie besonders zu Aufwärtern in den Kaffeehäusern und Gasthöfen, so wie zu Köchen und Hausknechten braucht. Die sogenannten Gavonets de Barcelonette, oder die aus diesem Thale gebürtigen, sind wegen ihrer ausgezeichneten Anlagen zum Handel, sämmtliche „Montagnards" aber wegen ihrer großen Anhänglichkeit an ihre Berge bekannt.

Soviel von den provenzalischen Gebirgen im Allgemeinen; jetzt noch einige Bemerkungen über den angeblichen, so oft ohne genauere Untersuchung citirten Vulkan von Revest, (in der Nähe von Toulon), wie sie der berühmte Saussüre in seinen Reisen mitgetheilt hat *).

*) Voyages dans les Alpes. III. 287. Ed. in 4. Da die letzten beyden Theile dieses vortreflichen

„Das Dorf Revest liegt zwey kleine Meilen nördlich von Toulon. Es ist auf einer Anhöhe erbaut, die aus Kalk- und Sandstein besteht, die einzige Gattung, die man auf dem ganzen Wege von Toulon bis nach Revest erblickt. Eine vulkanische Produktion hingegen war weder hier, noch in der Gegend des Dorfes, auch selbst nicht einmal etwas ähnliches davon zu sehn.“

„Nordwestlich von Revest indessen, ward ich, an dem Abhange eines Kalksteingebirges, einige braunrothe Schichten gewahr, die doch vielleicht Laven seyn konnten, und die ich des-

Werkes nur wenig bekannt geworden, und jetzt nur mit Mühe zu erhalten sind, so werden obige Bemerkungen, mit denen man übrigens das bekannte Werk von Faujas, und die Abhandlungen der Herren Bernard, Dolomieu, und Barbaroux in dem Journal de Physique, 1777. ff. vergleichen kann, mehrern Lesern willkommen seyn. Was Saussüre über die wahren Laven von Broussant, und die angeblichen von Evenos sagt, ein andermal.

halb näher zu untersuchen beschloß. Ich dachte dabey den Gipfel zu besteigen, und über Broussant und Evenos zurückzugehn. Da ich aber einen Führer dazu brauchte, so trat ich ohne Umstände in ein offenstehendes Bauerhaus hinein, wo eben die Familie bey dem Frühstück saß, und trug dem Hausherrn mein Anliegen vor."

„Mein fremdes Aussehn, mein Plan, statt des gewöhnlichen Weges über die Gebirge zu gehen, meine sonderbare Leidenschaft für diese verachteten Steine, alles kam den guten Leuten verdächtig vor. Indessen lud mich der Hausherr zu seinem Frühstück ein, ein Wort führte das andere herbey, und endlich ergab sich, daß mein ehrlicher Wirth selbst eine Art von mineralogischem Dilettanten war. Willig bot er sich mir selbst zu meinem Führer an, und ich hatte alle Ursache von der Welt mit seiner Gesellschaft und seiner Führung zufrieden zu seyn."

„Nachdem ich also meinen Wagen nach Ollioules beordert hatte, brach ich mit meinem braven Jean zu Fuße auf. Wir fingen an den Berg auf der Ost-Nord-Ostseite hinanzusteigen, bis wir nach drey Viertel Stunden an eine Bastide (Landhaus) kamen, die zu dem sogenannten Quartier de Crue gehört. Jetzt wendeten wir uns gerade nördlich, und kamen bald zu den dicken braunrothen Schichten, deren genauere Untersuchung der Gegenstand dieser Reise war. Was fand ich? Nicht die mindeste Spur von einem ehemaligen Vulkan; sondern Sandsteine, die aus ziemlich großen weißen Quarzkörnern, mit rothem Ocker vermischt, bestehn, und deren beyde Bestandtheile durch einen kalkartigen Gluten verbunden sind *). Die

*) Bey der chemischen Analyse zeigte sich, daß die Salpetersäure diesen Gluten auflöste, worauf der Quarzsand los zu Boden sank, der Ocker sich aber oben hielt, und nur langsam hinunter stieg.

Landleute nennen diese Steine „pierres colombares“ und mein Führer unterschied sie ganz genau von den „Pierres moresques“ oder Laven, wie ich mich nachher bey den wirklichen vulkanischen Produktionen von Broussant zu überzeugen Gelegenheit fand. Wenn also Lamanon so ganz bestimmt von den Laven bey Revest spricht, so ward er durch den Schein getäuscht, und hat sie sicher nicht genauer untersucht *)“.

„Wir fuhren nun fort zu steigen, bis wir den Fuß eines sehr steilen Kalkfelsen erreichten. Jetzt gingen wir längs desselben hin, und so fanden wir endlich den Punkt seiner Vereinigung mit dem Sandstein. Er ruhte ohne die mindeste Zwischenlage unmittel-

*) Unter den Schichten dieses Sandsteines bemerkte ich eine, die anderthalb Zoll dick war, und aus braunröthlichem Kalkspath bestand, der in großen Blättern ohne Ordnung crystallisirt war. Der Spath brauste mit den Säuren sehr heftig auf, und ließ, wie der Sandstein, die rothe und feine Erde fallen, die ihm ihre Farbe mittheilt.

bar darauf, doch war der Sandstein nur auf der Oberfläche roth; das Innere war gelblich weiß, und bestand aus Quarzkörnern, und einigen Kalkspathcrystallen, die ein wenig in das Rothe spielten. Um eine bequeme Stelle zum Hinaufsteigen zu finden, gingen wir nun längs des Fußes bis auf die nördliche Seite desselben fort. Hier trafen wir endlich eine Art steiles Defilé, worin sich hinaufklimmen ließ. Bey dieser Gelegenheit suchte ich die Struktur des Kalksteines zu untersuchen, wiewohl es seiner Unregelmäßigkeit wegen, mit vielen Schwierigkeiten verbunden war."

„Hier sahe ich nemlich parallele Spalten, von denen sich sehr gut auf vertikale Schichten schließen ließ; weiter hin bemerkte ich große, auf einander ruhende, nur sehr wenig geneigte Blätter, die ebenfalls wie Schichten aussahn. Letztere Struktur schien mir endlich die wahrscheinlichste zu seyn, besonders, wenn ich die horizontalen Sandsteinschichten betrach-

tete, auf denen dieser Felsen unbezweifelt ruhte.„

„So kamen wir auf eine Art hoher Terrasse, die indessen noch keinesweges der höchste Punkt des Berges war. Um diesen zu erreichen, stiegen wir auf der Westseite weiter, fanden noch einmal horizontale Sandsteinschichten auf dem Kalkstein ruhend, (obgleich aus diesem letztern der Gipfel besteht) und erreichten endlich eine kleine pyramidalische Erhabenheit, die der Gipfel des Berges ist. Hier machte ich Halt, um das Barometer zu beobachten und diesen ganzen Theil der Provenze mit Muße zu übersehn.“

„Der Berg, auf dessen Gipfel ich mich also befand, wird in dem provenzalischen Patois Cavumé, im rein Französischen aber nach der Angabe meines Führers, Caume genannt. Es ist eine kleine Kette, die von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West läuft, und das Dorf Revest von dem Dorfe la Vignasse trennt.“

„Der Gipfel, dessen Höhe ich nach meinen Barometerbeobachtungen 408 Toisen über Toulon fand, scheint mit Ausnahme des Coudon über Soliers, die höchste Bergspitze in der ganzen Gegend zu seyn. So ausgebreitet indessen auch die Aussicht von diesem Gipfel seyn mag, so bietet doch nur die Meerseite große und anziehende Gegenstände dar."

„Während man nemlich hinter sich nichts als kahle, nakte, größtentheils kreideweiße, oder nur hier und da auch einzelne Waldbüsche, schwarzpunktirte, überdem fast formlose, und steife Berge erblickt, thut sich vor dem Beobachter eine reiche Fülle maritimer Schönheiten auf. Man sieht die hohen felsichten Küsten, eine Menge Buchten, Vorgebirge, Inseln und Halbinseln, man erblickt die ganze Stadt Toulon mit der benachbarten Gegend, dem Arsenale, den Werften, dem Hafen, den beyden Rheden; man entdeckt in Westen den großen Golf von Ciotat, in Südost die Rhede von Hyeres mit ihren Inseln,

während der Horizont von dem glänzenden, mit Schiffen bedeckten Meere, begränzt wird."

„Troß meiner Vorliebe für unsere Schweizergebirge muß ich doch gestehn, daß mir auf allen meinen Bergreisen noch keine solche Aussicht vorgekommen war. Mit großem Vergnügen ward ich indessen hinter mir in blauer Ferne, von Nörd-Ost nach Nord, unsern beschneyten Alpengipfel gewahr, besonders machte der Montblanc, den ich hier nicht erwartete, den ich aber zu erkennen glaubte, und der damals der Gegenstand meines Ehrgeizes war, (vor meiner endlichen Ersteigung) *) einen sehr lebhaften Eindruck auf mich."

„Nach dieser allgemeinen Uebersicht fing ich an die Lage der Absätze zu untersuchen,

*) Die Leser werden die interessante Beschreibung desselben im zweyten Theile der bey Hartknoch erschienenen Bergreisen von C. A. Fischer finden, wo auch von den Alpen von Faucigny die Rede ist.

wobey mir besonders im Süden der weiße und kahle Berg auffiel, den man oberhalb Toulon in Nord und Nord-Ost sehen kann. Von meinem Gipfel betrachtet, scheinen sich die Schichten nach Norden zu erheben, von Toulon aus gesehen, scheinen sie nach Süden gerichtet zu seyn. Wie löst sich dieser Widerspruch? Es sind zwey sehr nahe Begreihen, die sich einander den Rücken zukehren, was in einer so schmalen Masse allerdings etwas Außerordentliches ist."

„Was die Schichten des Berges Caume selbst anlangt, so erheben sie sich nach Südost, und bestehen aus einem weißlichten Kalkstein, der bald grobkörnicht, bald schuppicht, bald blättricht ist, ohngefähr wie unregelmäßig crystallisirter Spath. Sie enthalten sehr viel Reste von Versteinerungen, die man zwar nicht auf dem frischen Bruche gewahr wird, die sich aber an den Seiten entdecken lassen, wenn der Stein lange der Luft ausgesetzt gewesen ist. Sie sind indessen so unvollkom-

men, daß man ihre Species nicht bestimmen kann; vielleicht dürften es aber Bivalvae gewesen seyn.“

„Dieser Stein wird übrigens von der Luft und Feuchtigkeit auf eine so sonderbare Art decomponirt, daß er am Ende nichts als lauter scharfe Erhabenheiten, so zu sagen wie Gräten darbietet, an denen man sich Hände und Füße verwunden kann. Pflanzen findet man sehr wenig darauf, es müßten denn einige niedrige Büsche von Bocksbart voller Coccinellen, (Coccin. septempunct. negr.) und von Wolfsmilch mit purpurnen Blüthen seyn.“

„Im Allgemeinen fällt die Kahlheit und Unfruchtbarkeit dieser Gebirge, bey dem ersten Anblick außerordentlich auf; und es ist ein sonderbarer Anblick, eine oder höchstens zwey Lieuen vom Meere an alles grün und fruchtbar, das innere Land hingegen blos mit dürren weißen Bergen, Kieselgeschieben u. s. w. bedeckt zu sehn. Gleichwohl erhellt aus

Chroniken und Dokumenten, daß diese Berge ehemals mit den schönsten und größten Waldungen bedeckt waren, die aber unvernünftiger Weise ausgerottet worden sind. Eine Folge von dieser gänzlichen Kahlheit ist der Mangel an Feuerung und an Weiden, wozu noch die Heftigkeit der herabstürzenden Regenbäche kommt, die nun nichts in ihrem Laufe aufhalten oder schwächen kann.“

„Auf der andern Seite, da diese kahlen Berge keine Dünste erzeugen, und den Wolken keine frische Oberfläche zum Anhalten und Aussaugen ihrer Feuchtigkeit darbieten, findet man auch weder Quellen und Bäche darauf und ist ebenfalls der Wohlthat sanfter und befruchtender Regen beraubt. Man ist also beyden Extremen, entweder der glühendsten Dürre, oder den heftigsten alles zerstörenden Platzregen ausgesetzt.“

„Aber sollten sich diese Berge nicht wieder bepflanzen lassen? Warum nicht? sobald

man nur Geduld haben, und die Natur nicht in ihren Arbeiten stören will. Sieht man doch in Italien und Sicilien, unter einem noch brennendern Himmel, die Laven des Vesuvs und Aetna, sich allmählich mit einer jungen Vegetation bedecken, deren verfaulende Reste zuletzt eine Lage von fruchtbarer Erde bilden, sobald man sie nur stehen läßt. Auch auf den provenzalischen Gebirgen kommen dergleichen wenig Erde bedürfende Pflanzen, als die Geniste, die Cysten, der Lavendel, die Wolfsmilch u. s. w. ohne Schwierigkeit hervor; aber der hiesige Bauer reißt sie unverzüglich aus, um sie theils zum Brennen, theils zum Streuen, theils zum Düngen zu brauchen, ohne daß er den Schaden berechnen kann."

„Eine andere Bemerkung, die ich auf diesem Berggipfel machte, betrift eine meteorologische Erscheinung, die mir noch nirgends vorgekommen ist. Man weiß, daß die Dünste

in der Regel am Horizonte am dichtesten sind, und daß der Himmel um so schöner und heiterer erscheint, je näher er bey dem Zenith beobachtet wird. Hier fand ich gerade das Gegentheil."

„Das entfernte Meer, gerade ausgesehen, lag völlig klar und rein vor mir, je mehr ich aber die Augen erhob, je mehr verdichteten sich die Dünste; es war gerade, als ob an dem Himmel ein dunkelgrauer Schleyer aufgehangen wäre, der in verschiedenen Graden von Helligkeit bis zu meinen Augen hinunterging. Indessen war der Himmel völlig wolkenlos, und die Sonne im Süden über dem Meere glänzte in aller ihrer Pracht. Das Barometer stand auf 25 Zoll 6½ Linie, das Thermometer auf 11 Grad, das Hygrometer 70 Grad, das Elektrometer 2, 4. Es wehte ein kleiner frischer Seewind dabey. — Uebrigens zeigte sich diese Erscheinung nur über dem Meere, denn auf der Land-

schaft war Horizont und Zenith gleichmäßig rein und klar.“

„Nachdem ich so eine sehr interessante Stunde auf diesem Gipfel zugebracht hatte, stiegen wir allmählich schräg auf der westlichen Seite des Berges hinab, und kamen nach fünf Viertel Stunden bey dem ersten Hause des Dorfes Broussant an. Wir waren äußerst hungrig, dennoch versicherte mich mein Führer, daß in dem Dorfe schlechterdings nichts zu finden wäre; es müßte denn gerade in diesem Hause seyn, das wie eine gute Meyerey aussah.“

„Gesagt, gethan, wir klopften, und sogleich erschien ein junges artiges Frauenzimmer am Fenster, die unsere demüthige Bitte aufs leutseligste beantwortete, doch unser Ehrenwort verlangte, nicht über die Schwelle zu gehn. Unter dieser Bedingung ließ sie uns Wein, Brod und Eyer hoffen, indem sie uns zugleich zu einem benachbarten Maulbeerbaume

wies. Wir gaben ihr die redlichsten Versiche-
rungen, erhielten, was sie versprochen hatte,
und wurden endlich sogar mit ihrer Gegen-
wart und äußerst lebhaften Unterhaltung be-
ehrt, doch wohlverstanden, ohne daß sie über
die Schwelle ging. Nachdem wir mehrmals
auf ihre Gesundheit getrunken hatten, trenn-
ten wir uns endlich mit gegenseitiger Zufrie-
denheit."

Einige Ideen über Lebensgenuß und Frugalität.

Es giebt gewisse Wörter, die jedermann im Munde führt, und die im Grunde nur sehr wenige verstehn.

Was ist Lebensgenuß? Der volle Gebrauch der Kräfte, die vollste Befriedigung natürlicher Neigung. Ein solcher Lebensgenuß findet aber nur bey Thieren, und obendrein nur bey Thieren in der Freyheit Statt.

Was ist demnach menschlicher Lebensgenuß? Es ist der vollste Gebrauch der Kräfte, die vollste Befriedigung der Neigungen, in so fern beydes, weder mit der Vernunft, noch mit den Gesetzen in Widerspruch steht. Diese Definition ist mangelhaft,

wie jede Definition von sehr zusammengesetzten Begriffen; aber sie hat wenigstens den Vorzug deutlich zu seyn.

Einen allgemeinen Maßstab für den Lebensgenuß giebt es eigentlich nicht. Jedes Individuum, jede Nation, jedes Jahrhundert macht einen Unterschied darin. Der höchste Lebensgenuß eines Landmannes und eines Dichters, eines Phlegmatikers und eines Sanguinikers, eines Grönländers und eines Provenzalen, eines Teutschen der neusten Zeit, und eines alten Römers mit einander verglichen, welche Verschiedenheit!

Es ist zu verwundern, daß noch kein Schriftsteller auf die Idee gekommen ist, eine Geschichte des Lebensgenusses bey den Alten zu schreiben; daß noch keiner daran gedacht hat, eine Geschichte des Lebensgenusses bey den neueuropäischen Völkern zu liefern, daß endlich noch keine allgemeine Geschichte des menschlichen Lebensgenusses wenig-

stens skizzirt worden ist. Gleichwohl dürften alle drey Werke eben so interessant als belohnend seyn; nur bedarf es freylich auch eines eben so gelehrten als geschmackvollen Schriftstellers dazu.

Was die Vernunft zur Phantasie, das ist die Frugalität zum Lebensgenuß; ja bey den bessern Menschen besteht aller Lebensgenuß nur in der Frugalität, wobey dieses Wort im weitesten Sinne genommen wird. Ein kleines bescheidenes Loos, eine kleine südliche Hütte, eine kleine südliche Mahlzeit — doch wozu bedarf es hier noch einer Erläuterung?

Es liegt ein hoher moralischer Zauber in der Frugalität, da sie eine Menge lieblicher Empfindungen und schöner Ideen weckt. Ein frugaler Mensch ist immer Herr seiner selbst, und sein ganzer Charakter veredelt sich. Ja die Frugalität kann eine gesellschaftliche Tugend werden, in so fern sie das menschliche Elend vermindern hilft.

Wer hätte die Tiefen desselben kennen gelernt, und dürfte sich eine Schwelgerey verzeihn? Wer hätte Wittwen und Waisen darben gesehn, und sich die Frugalität zu keiner heiligen Pflicht gemacht? Eine kleine tägliche Aufopferung mit Lust und Liebe unternommen, und mit Eifer und Redlichkeit fortgesetzt, und wie viel Thränen werden abgetrocknet, wie viel Unglückliche gerettet seyn!

Ueber den französischen Handel nach der Levante und der Barbarey.

Folgender Aufsatz ist die Uebersezzung eines officiellen Memoire's, das im Jahre 1802 von der Handlungskammer zu Marseille für den Minister des Innern aufgesetzt ward. Die Wichtigkeit, und Authenticität desselben bedarf keiner weitern Erörterung; indessen ist alles von den Zeiten vor der Revolution zu verstehn.

d. H.

Um den Handel nach der Levante und Barbarey auf das genauste kennen zu lernen,

müssen

müssen wir ihn nach den einzelnen sogenannten Echellen durchgehn. Die Echellen in der Levante sind: Konstantinopel, Smyrna, Salonichi, Adrianopel, Morea, Candia, Cypern, Scanderona, Haleb, Sayde, Tarablûs (Trablos in Syrien), Alexandrien und Cairo. Die Echellen in der Barbarey sind: Tripolis, Tunis, Algier, und die Häfen von Marocco; wozu man noch die Niederlassungen der afrikanischen Kompagnie, als la Calle, Bona, und le Collo rechnen kann.

Konstantinopel.

Der Handel nach dieser Echelle war äußerst beträchtlich, die französischen Häuser hatten vor allen übrigen den bedeutendsten Absatz. Jährlich wurden ungefähr funfzehnhundert Ballen Tücher, und in verhältnißmäßiger Quantität, Mützen, Papiere, Gold- und Silberbrocate, Zucker, Cochenille, Indigo, Ge-

würzwaaren, und westindischer Kaffee *) dahin geschickt.

Die Tücher wurden nach Pic's verkauft, ein und drey Viertheil Pic war einer Pariser Elle gleich. Die Preise wurden in Parats berechnet, wovon man das Stück in Marseille zu 1 Sol 6 Den. zu Buche trug; vierzig solcher Parats machten einen türkischen Piaster aus. Jetzt hat sich aber dieser Werth vermindert, und man rechnet ihn nur zu 9 Den. $\frac{3}{35}$ an. Wenn also ehedem der Piaster drey Livres galt, so ist er jetzt nur noch zwey und dreyßig Sous werth.

Die Tücher wurden in der Regel an eine Gesellschaft griechischer Tuchhändler verkauft, die vor der Revolution im besten Credite standen; etwas weniges wurde auch an Juden überlassen, doch konnte das bey ihren

*) Von dem Kaffee ward nur ein kleiner Theil in Konstantinopel selbst consumirt, das übrige ging nach den Städten am schwarzen Meere, wo der Moka-Kaffee einzuführen verboten war.

schwachen Fonds nie von Bedeutung seyn. Um die Verkäufer im Großen noch mehr zu sichern, hatte man bis zum Jahre 1781 eine Garantiecasse unter sich eingerichtet, die der Gegenstand der Bewunderung und der Eifersucht aller übrigen nach dieser Echelle handelnden Nationen war.

Die Fonds zu dieser Kasse erhielt man durch eine Prämie von drey Pro Cent, die von jedem Ballen Tuch bezahlt werden mußte. Der Nutzen derselben zeigte sich bey jedem Banquerotte eines griechischen oder jüdischen Käufers, wenn nemlich der Gläubiger Mitglied der Garantiegesellschaft war. Die Vertheilung geschah jährlich nach Verhältniß der Einlage und des Ueberschusses, der von den Verwaltungskosten, oder nach den durch Banquerotte verursachten Verlusten übrig blieb.

Der ganze Werth jener funfzehnhundert Ballen Tuch, die immer sämmtlich verkauft wurden, belief sich auf 1,800,000 Livres; der

Werth der übrigen Artikel war beynahe eben so hoch.

Die Rückfrachten bestanden aus Wolle, Seide, Wachs, Pelzwaaren, Häuten und Kupfer; alles zusammen deckte kaum die Hälfte der Importation. Um nur ein Beyspiel anzuführen: Noch im Jahre 1789 betrug die Einfuhr 5,390,500 Livres; die Ausfuhr 2,805,466 Livres.

Was einzelne Geschäfte anlangt, so ward der Betrag der Faktur entweder mit Produkten, zum Theil auch aus benachbarten Echellen, oder mit Tratten auf Konstantinopel saldirt. Die ganze zu deckende Summe schlug man jährlich auf 3 Millionen Liv. und mit dem Gewinne zu 30 Pro Cent über vier Millionen an. Zwey Drittheile davon waren immer als Wechselzahlung anzusehen, und nur ein Drittheil ward in Produkten, zum Theil aus benachbarten Echellen, als Ziegenhaare, Baumwolle, Korn und Oel bezahlt.

Beym Ausbruch der Revolution waren eilf französische Häuser in Konstantinopel.

Smyrna.

Diese Echelle war die allgemeine Waarenniederlage von fast ganz Asien. Die dorthin gebrachten Waaren wurden entweder auf dem Platze selbst, oder in Natolien consumirt, ja sie gingen bis nach Persien; diese Echelle muß überhaupt als die wichtigste in der ganzen Levante betrachtet werden, da der größte und ausgebreitetste Handel daselbst getrieben ward.

Die Franzosen brachten jedes Jahr ohngefähr 2500 Ballen Tuch, und nach Verhältniß auch westindische Produkte dahin; so daß sich der Werth der ganzen Importation auf sechs Millionen Livres belief.

Der wichtigste Artikel der Rückfrachten war die rohe Baumwolle, wovon jährlich 12 bis 13000 Ballen nach Frankreich gingen. Die ganze jährliche Erndte ward auf 40 bis

43,000 Ballen geschätzt, hiervon zogen die Franzosen die angegebene Quantität, die Holländer 8,000, die Engländer 3,000. Nach Italien gingen 5,000, der Rest ward im Lande fabricirt.

Ueberdem zogen die Franzosen noch Seide und Oel, Wolle und ziegenhärnes Garn daher, das von Angora und Beybezad dahin gebracht ward. Das neugebohrne Ziegenhaar aber ward immer von Fremden (besonders den Engländern und Holländern) aufgekauft.

Ehedem pflegte der Werth der Rückfrachten, (die Kommissionen von Konstantinopel mit inbegriffen) den Werth der Importation etwa um ein Drittheil zu übersteigen, allein in dem Jahre 1785, 1786, 1787, 1788, 1789, machte das wenigstens die Hälfte aus. Dieser Ueberschuß ist indessen keinesweges ganz als Gewinn zu betrachten, wie weiter unten gezeigt werden soll. Für jetzt bemerken wir bloß, daß auch viel baares Geld nach

Smyrna geschickt, aber nicht in den Importationslisten angegeben ward.

Die meisten nach Smyrna handelnden Kaufleute hatten eigene Schiffe, aus deren Frachtgeldern ihnen ein ansehnlicher Gewinn erwuchs. Konnten auch diese Schiffe ihre volle Ladung nicht in Smyrna finden, so ließen sie dieselben in Mytilene u. s. w. Oel einnehmen, oder sie vollends mit Korn für den Archipelagus belasten, wie sich die Gelegenheit darbot. Die Kapitains nahmen zu diesem Ende baares Geld und einem Dollmetscher mit sich. — Vor der Revolution waren neunzehn französische Häuser in Smyrna.

Salonichi.

Der Handel mit dieser Echelle war beym Anfange der Revolution eben so beträchtlich, als er in frühern Zeiten eingeschränkt gewesen war. Die Ursachen dieser Zunahme sind in dem starken Absatze von Waaren zu suchen,

die Salonichi nicht nur nach den benachbarten Gegenden, sondern auch nach Bosnien, Albanien und Dalmatien, so wie nach der Wallachey und Moldau schickte.

Es gingen jährlich 1000 bis 12000 Ballen Tuch dahin, die übrigen Artikel nach Verhältniß. Die Rückfrachten bestanden in roher Wolle, Ziegenhaaren, Baumwolle, Wachs, Häuten, Getraide, Kupfer, Taback, Seide, feinen Schwämmen, Scharlachbeeren und Kaputröcken aus Ziegen- und Kameelgarn gewebt.

Die zwölf Lieuen davon entfernte Stadt Cavalla, gab für die benachbarten Gegenden einen Stapelort ab. Man konnte hier dieselben Artikel, und bisweilen wohlfeiler als in Salonichi kaufen, auch hatte man im ganzen Jahre Gelegenheit, mehrere Ladungen Korn ohne Schwierigkeiten und Gefahr hier einzunehmen.

Die Echelle Salonichi hatte übrigens das Eigenthümliche, daß alle hierher geschickte Waa-

ren auf Messen verkauft wurden, deren drey, eine im May zu Sulinie, eine im September zu Ouzundgiova, eine im Oktober zu Doglia, gehalten werden. Zum Behuf dieser Messen kauften die Armenier den Franzosen ihre Waaren ab, und vertrieben sie dann bis nach der Moldau, wie oben gesagt worden ist.

Im Jahre 1789 belief sich der Werth der Importen auf 1,684,549 Liv. und der der Exporten auf 2,380,544 Liv. Im Jahre 1788 überstieg der Werth der Rückfrachten das Total der Importen nur um 169,318 Liv. Im Jahre 1786 und 1787 aber war er doppelt so groß. — Man zählte acht französische Häuser, die theils zu Salonichi, theils in Cavalla etablirt waren.

Adrianopel.

Seit ungefähr funfzig bis sechszig Jahren hatten sich in dieser Echelle einige französische Häuser niedergelassen, die anfangs blos Kom

missionairs theils französischer, theils fremder, in Konstantinopel und Smyrna ansässigen Häuser waren; allmählich fingen sie aber an, mit Marseille in unmittelbare Verbindung zu treten.

Adrianopel liegt an drey Strömen ungefähr vierzig Lieuen vom Mittelmeer, und funfzehn bis zwanzig vom schwarzen Meer. Die Schiffe können nur in der guten Jahreszeit den Strom (die Maritza) hinauf fahren, die übrigen Monate müssen sie in dem Hafen von Enos, im Mittelmeere vor Anker gehn.

Die Importen von Adrianopel sind: Tücher, Mützen, Stoffe und Vergoldungen von Lyon, Zucker, raffinirter sowohl als Puderzucker, westindischer Kaffee, Indigo von allen Arten, Papier, Cochenille, Pfeffer, und einige kleinere Artikel von minderem Belang. Die Exporten bestehen in Wolle, Wachs, Kupfer, Hasenbälgen, Rhamnus Tinct., Ochsenhäuten, Ziegenfellen, rothem Maroquin

und einigen unbedeutenden Artikeln, ohne besondern Werth.

Der Werth der Importen und Exporten ward zwischen 2 bis 3 Millionen geschätzt. — Der Preis der Importen steht immer um 10 Pro Cent höher als in den übrigen Echellen. — Ein großer Theil derselben wird durch ganz Rumelien bis nach Belgrad, auch in die Moldau und Walachey versandt. — Im Jahre 1789 waren vier französische Häuser in Adrianopel etablirt.

Morea.

Der Handel dieser Echelle war in Vergleichung mit den vorigen nur unbedeutend, ob er gleich in frühern Zeiten weit beträchtlicher gewesen war. Diese Abnahme scheint den häufigen Revolutionen in diesem Lande und den Räubereyen der Albaneser zuzuschreiben zu seyn.

Die Städte dieser Halbinsel sind: Tripolissa, Napoli di Romania, Corron, Modon,

Patras, Oustitcha und Corinth. Die vornehmsten Importen bestanden in groben Tüchern, Mützen, etwas Cochenille, Indigo und Kaffee. Das wichtigste waren die Geldsendungen in Piastern und Zechinen, wenn auf dieser Circulation zu speculiren war. Die Exportation beschränkte sich auf Oel, Seide und Korn. Der Werth der Einfuhr ward nur (in Waaren nemlich) auf 400,000 Franken, die Ausfuhr auf beynahe zwey Millionen geschätzt. — Es waren fünf französische Häuser dort etablirt.

Cypern.

Der Handel dieser Echelle hatte schon mehrere Jahre vor dem Anfange der Revolution viel von seinem alten Glanze verloren, was den Bedrückungen der Paschas und dem Verfalle des Ackerbaus zuzuschreiben ist. Cypern war zuletzt fast nichts als ein Stapelort.

Die Importen bestanden in achtzig Ballen Tüchern, westindischen Produkten und andern obengenannten, für die Levante schicklichen Waaren, alles in Verhältniß mit der Tuchquantität, die immer der sicherste Maasstab des französischen Handels nach irgend einem gegebenen levantischen Hafen war. Die Exporten waren dortige Fabricate von Seide, Ziegenhaar und Baumwolle, Styrax, Mastix, rohe Seide, Baumwolle und baumwollenes Garn. Die Einfuhr betrug im Jahre 1789, 118,291 Liv. und die Ausfuhr 902,746 Liv. — Es waren zwey französische Häuser dort etablirt.

Aleppo und Scanderona.

Aleppo (Haleb) ist die ansehnlichste Handelsstadt von ganz Kleinasien, obgleich ein Theil des persischen Handels jetzt über Smyrna getrieben wird. Scanderona ist als der Hafen von Aleppo anzusehn, und liegt etwa vierzig Lieuen davon. Hier gehen die Schiffe

vor Anker, und die Waaren werden alsdann auf Kameelen nach Aleppo gebracht.

Jedes Jahr kommen zwey Karavanen aus Persien nach Aleppo, und bringen Seide, Musseline, Wolle, Ziegenhaar, Rhabarber und Spécereyen mit. Dagegen kaufen sie Tücher, Cochenille, Indigo und andere französische Waaren ein, wie sie für die Levante brauchbar, und bereits mehrmals genannt worden sind.

Die Franzosen führten an diesen für ohngefähr 2,500,000 Liv. ein, und nahmen dafür an persischen Waaren, so wie an Landesfabricaten von Seide und Baumwolle für 2,600,000 Livres mit. — Es waren sieben französische Häuser dort etablirt.

Tarablús (Trablos) in Syrien.

Der Handel mit dieser Echelle richtete sich immer nach der größern oder geringern Seidenerndte, weil die Seide der Hauptarti-

tel desselben war. Außerdem zog man auch Galläpfel und Asche daher.

Es ist indessen äußerst schwer, etwas gewisses über den Werth der Importen und Exporten zu bestimmen. Eine schlechte Seidenerndte, oder der Mangel dieses Produktes machte die Ausfuhr entweder ganz unmöglich, oder doch gegen die Einfuhr äußerst unbedeutend. Bey einer guten Seidenerndte hingegen, und wenn der Markt mit diesem Produkte überführt war; überstieg der Werth der Ausfuhr die Importation in sehr ungleichen Verhältnissen. Wenn also die letztere oft nur 200,000 Liv. betrug, so hob sich die erstere bis zum Werthe einer Million. — Es waren nur drey französische Häuser dort etablirt.

Sayde.

Zu dieser Echelle rechnete man auch Acre, Desour, Damask, Jaffa und Ramla. Nach allen diesen Plätzen war der französische Han-

del sehr bedeutend. Die jährliche Einfuhr bestand in acht bis neun Ballen Tuch, und die übrigen für die Levante brauchbaren Waaren nach Verhältniß. Die Ausfuhr ward mit roher und gesponnener Baumwolle und mit Seide gedeckt. Jene belief sich jährlich auf 1,500,000 Liv., diese auf 1,800,000 Liv.

Die drey genannten Exporten machten besonders Sayde zu einem sehr wichtigen Markt. Hier hatte man keine Concurrenten zu fürchten, und kaufte alles aus einer gemeinschaftlichen Kasse, und unter Aufsicht der Intendanten ein. Nicht so in Acre, wo der Pascha sich das Monopol angemaßt hatte, und den Preis immer sehr hoch erhielt. — In Sayde und Acre waren etwa zusammen zehn französische Häuser etablirt.

Egypten.

Der egyptische Handel ward über die Häfen Alexandrien, Rosette und Damiette getrieben, von wo aus denn die Waaren den

Nil hinauf nach Cairo gingen. Dieses war die eigentliche Hauptniederlage davon, wo ein Theil in das Innere abgesetzt, und ein andrer Theil nach Suez, Mekka, Medina, und bis nach Abyssinien geschickt ward. In den oben genannten Häfen blieb nur sehr wenig für die Localconsumtion zurück.

Die Hauptartikel waren Tücher von allen Gattungen und Preisen, dann kamen Cochenille, Gewürzwaaren, Eisen und Liqueurs. Die Exportation umfaßte alle egyptische Produkte, zuletzt auch Natrum für die Seifenfabriken zu Marseille. Der Werth der Einfuhr ward auf 2,500,000 Liv. der Werth der Ausfuhr auf 3,000,000 Liv. geschätzt.

Der Hauptsitz des Consulats und der französischen Comtoirs war zuletzt zu Alexandrien, um den häufigen Bedrückungen und Beleidigungen der Landesbehörden in Cairo zu entgehn. In letzterer Stadt blieben nur einige französische Häuser, denen jährlich von

der Handelskammer zu Marseille eine Summe von 10,000 Liv. zu Geschenken für die Landesbehörden bestimmt war. Die Häuser in Cairo waren auch die Kommissionairs derer von Alexandrien, so wie der Comtoirs von Damiette, Rosette u. s. w. — Im Ganzen waren in Egypten nur zehn französische Häuser etablirt.

Tripoly in der Barbarey.

In dieser Echelle hatten die Franzosen kein einziges fixirtes Handelshaus; der Handel ward durch die Kapitains der dazu bestimmten Schiffe getrieben, die Importen bestanden in groben Tüchern, Quincaillerie-waaren, Liqueurs und Seidenzeugen. Die Exporten waren; Gerste, Hülsenfrüchte, Oel, Krapp, Datteln, Senesblätter, Barille u. s. w. Der Werth der erstern ward in der der Regel auf 20 — 25,000 Livres, der der letztern auf 50,000 Livres geschätzt.

Mangel an Schutz, unaufhörliche Bedrückungen, und das allgemeine Elend der Einwohner haben die frühern Handelshäuser vertrieben, und jeden ähnlichen Versuch zurückgeschreckt. Desto blühender und sicherer aber waren die Handelsetablissements zu

T u n i s

wo die Beschützung und Aufmunterung derselben bey den Beys unveränderliches System zu seyn schien. Die Importen bestanden in Tüchern, Cochenille, Scharlachbeeren, Indigo, Zucker, Kaffee, spanischer Wolle, und manchen andern Artikeln, die als brauchbar für den Levantehandel bereits mehrmahls angeführt worden sind. Die Exporten waren: Getreide, Hülsenfrüchte, Oel, Wolle, Häute, Wachs und Asche. Der Werth der ersten war z. B. im Jahre 1788 als dem letzten vor der Revolution 947,537 Livres; während der der letztern 5,024,763 Liv. betrug. Gewöhnlich gingen von Marseille 18 — 20

Schiffe, und bey guten oder außerordentlichen Erndten 40, 60 — 80 dahin ab.

Unter den Importen verdienen noch besonders die Mützen „Façon de Tunis“ genannt zu werden. Diese rothen wollenen Mützen wurden ursprünglich in Tunis selbst fabricirt und in das ganze türkische Reich versandt; nachher aber von den französischen Fabrikanten so gut nachgeahmt, daß man den französischen häufig den Vorzug gab. — Zu Tunis waren sechs französische Handelshäuser etablirt.

Algier.

Der Handel dieser Echelle war bey weitem nicht so beträchtlich, als der von Tunis. Die Importen bestanden in Tüchern, Cochenille, Zucker, Kaffee, Liqueurs, Blech, Eisen, Piastern und Kämmen. Die Exporten waren: Getreide, Hülsenfrüchte, Wolle, Oel, rohe Häute und Wachs. In den letzten Jahren vor der Revolution betrug die Einfuhr

3 — 400,000 Livres. Die Ausfuhr 5 — 600,000 Liv., ja in den Jahren 1786 und 1789 war sie bis zu einer Million, und darüber gestiegen. — Kurz vor der Revolution war nur noch ein einziges Handelshaus zu Algier, während es vorher drey dort gab.

Marocco.

Die Franzosen hatten hier einige Etablissements sowohl im Innern als an der Küste, und der Handel war besonders der Rückfrachten wegen nicht unvortheilhaft; sämmtliche Häuser wurden aber wegen der beständigen Plackereyen der Landesbehörden mehrere Jahre vor der Revolution aufgegeben.

Afrikanische Compagnie.

Die Hauptcomtoirs waren La Calle, Bona, und le Collo. Die Hauptartikel der Importation waren Piaster, die man aber nach Verschiedenheit der Comtoirs, für die sie be-

stimmt waren, von 10, 12 — 15 Sous beschnitt, woran schon ein Ansehnliches gewonnen ward. Mit diesem Gelde wurden die Landesprodukte als Korn, Wachs, Wolle und Häute eingekauft. Nach einer genauern Untersuchung kann man berechnen, daß die Compagnie jährlich 8 — 900,000 Livres, theils in Piastern, theils in den bekannten Waaren dahin schickte, und fast eine Million in den genannten Exporten daher zog.

Unter den letzten müssen noch besonders die Corallen bemerkt werden, deren Ertrag ganz allein die Unterhaltungskosten der Etablissements zu decken im Stande war, wiewohl man sie auf 400,000 Livres jährlich anschlug. Dies über die einzelnen Echellen; jetzt noch einige Bemerkungen über diesen Handel überhaupt.

Zuerst ergiebt sich, daß er in den letzten zehn Jahren vor dem Anfange der Revolution mit jedem Jahre zugenommen hat; wie aus den Büchern der Handelskammer bewie.

sen werden kann. Zweytens, daß Tücher fast immer die halbe Ladung (an Werth) ausmachten, und daß die andern Artikel nur nach diesem Verhältniß importirt wurden. Drittens, daß die Ungleichheit in dem Werthe der Importation und Exportation *) geringer war, als sie nach den obigen Angaben erscheint, indem immer eine sehr beträchtliche Summe baaren Geldes u. s. w. zur Deckung der Exportation mit abgeschickt ward.

Das baare Geld bestand in Piastern, Zechinen, spanischen Dublonen und brabanter Thalern. Die stärksten Sendungen geschahen in den Jahren 1774 — 1781, nahmen aber nachher ab, und scheinen aus natürlichen Ursachen in den letzten Jahren ganz unterblieben zu seyn. Man schlug die Totalsumme dieser baaren Uebersendungen jährlich auf eine

*) Das heißt: der Waaren, die nach den Echellen gingen und daher kamen.

Million Livres an. Diese ist also von der Exportationssumme abzuziehn, da sie bey der Importationssumme nicht mit angegeben ist.

Eine vierte Bemerkung betrift die Exportation von Konstantinopel. Wir haben oben gesagt, daß diese Echelle höchstens den sechsten Theil des Importenwerthes mit Rückfrachten decken konnte, daß demnach die drey übrigen Millionen dieses Kapitals (mit dem zu 30 Pro Cent angeschlagenen Gewinn vier Millionen) in Konstantinopel blieben.

Wir fügen jetzt hinzu, daß dieser Fonds so wie ein ähnlicher kleiner zu Smyrna und Salonichi die Basis des großen Wechselhandels abgab, der zwischen Marseille und diesen Echellen Statt fand. Die Wechsel auf Konstantinopel wurden dabey mit Leichtigkeit in der ganzen Levante negozirt, weil bekanntlich von daher immer Remisen nach der Hauptstadt zu machen sind.

Wenn man nun findet, daß wir auf Konstantinopel, Smyrna und Salonichi zogen, die Holländer, Engländer und Teutschen aber auf sich von daher ziehen lassen mußten, (wie es allgemein bekannt ist) so ergiebt sich, daß die Handelsbalance ganz zu unserm Vortheil war, und daß jene Nationen immer mehr schuldig blieben, als sie mit ihren Importen decken konnten. Ein Theil der auf sie gezogenen Wechsel ward daher zum Vortheil und zur Bezahlung französischer Häuser negozirt.

Eine fünfte Bemerkung betrift die französische Schiffahrt nach der Levante und Barbarey. Hier unterscheiden wir einmal die direkte, von Marseille nach irgend einen bestimmten Hafen hin und her; und die sogenannte Karavane von einem levantischen oder barbarischen Hafen zum andern, wie es nach Umständen und Handelsconjunkturen am vortheilhaftesten war.

Was die direkte Schiffahrt anlangt, so gingen jährlich wenigstens an zweyhundert bis zweyhundert funfzig Schiffe aus Marseille dahin ab, und machten oft zwey Reisen das Jahr. Jedes war wenigstens mit zwölf Mann Equipage besetzt, so daß also dieser Handel über 4000 Matrosen erhielt.

Was die sogenannte Karavane anlangt, so liefen jährlich aus den kleinen Häfen Agde, Martigues, la Ciotat, Saint-Tropès, Cannes und Antibes hundert und funfzig Schiffe dazu aus, die zwey Jahr ausblieben, und unterdessen die Frachtfahrer der Türkischen Kaufleute von einem Levantehafen u. s. w. zum andern waren. Zuletzt kamen sie jedesmal mit einer Ladung Reis, Korn oder Oel zurück, die im Durchschnitt zu 200,000 Livres gerechnet, einen jährlichen Gewinn von zwey Millionen gaben.

Eine sechste Bemerkung endlich betrift die innere Organisation dieses Handels, der von jedem andern verschieden ist, und ganz

eigene Einrichtungen, Anstalten und Gesetze nöthig gemacht hat. Sie lassen sich indessen sämmtlich auf zwey Punkte: Achtung vor orientalischen Sitten, Gebräuchen und Vorurtheilen, und Vorsichtsmasregeln gegen die Pest zurückführen.

In Ansehung des ersten Punktes kam es vor allen Dingen auf die Güte der Waaren und auf die Erhaltung des Zutrauens an. Deswegen wurden für die Tücher besondere Schauanstalten, und für die übrigen Artikel ebenfalls eigene Inspektoren bestellt, die alles verwarfen, was der Vorschrift zuwider war. Daher das unbegränzte Zutrauen der Abnehmer, die ihre Waaren ganz unbesehen kauften.

Weiter kam es auf die politisch-mercantilische Beschützung und Verwaltung der französisch-levantischen Handlung an. Der erste Friedens- und Handelsvertrag ward von Franz I. geschlossen, und nachher von Heinrich IV., Ludwig XIV. und Ludwig XV. wieder erneuert. Diese Verträge sind unter

dem Namen Capitulations bekannt, und der letzte ist vom Jahre 1740. Die Franzosen erhielten dadurch Freyheiten, wie sie in den neusten Zeiten schwerlich wieder erhalten werden.

Eine Folge davon war die Einrichtung der Consulate, die mit der 1599 zuerst errichteten Handelskammer in Marseille in direkter Verbindung standen. Diese Handelskammer, die aus den erfahrensten Kaufleuten zusammengesetzt war, ist gewissermaßen als die Leiterin und Beschützerin des ganzen französischen Handels nach der Levante und Barbarey anzusehn. Ihre Unterdrückung zu Anfange der Revolution durch das Decret vom 27. September 1791, verbunden mit den folgenden sinnlosen und unvernünftigen Handelsgesetzen zogen auch den gänzlichen Verfall dieses wichtigen Handels nach sich.

Die Administration der Echellen war äußerst kostbar, dennoch wurden die Fonds blos von den nach der Levante und Barbarey

handelnden Kaufleuten gedeckt. Nach mancherley im Laufe des Jahrhunderts gemachten Abänderungen wurde sie endlich zu Anfange des Jahres 1780 festgesetzt, so daß für die ordentlichen Gehalte eine Summe von 287,030 Livres und für die außerordentlichen Ausgaben von 76,773 Liv. bestimmt ward.

Die Anzahl der in jeder Echelle zu etablirenden Handelshäuser war genau bestimmt, und durfte ohne Erlaubniß der Regierung nicht überschritten werden. Dieses war eine sehr weise Politik, um überall gleichmäßige Preise, sowohl für Einfuhr als für Ausfuhr zu erhalten, und keine nachtheiligen Concurrenzen zu veranlassen. Eben so durfte kein Kaufmann über zehn Jahr in der Levante bleiben, durfte sich weder dort verheirathen, noch seine Frau mitnehmen, und war also gezwungen, nur sein Vaterland als den letzten Ruhepunkt anzusehn. Hierdurch wurde mehr Fleiß, mehr Ordnung, mehr Anhänglichkeit bezweckt, und auf jeden Fall der Gewinn ei-

nes beträchtlichen Kapitals (für das Mutterland) gesichert.

Durch Erfahrungen geleitet, fing man späterhin an, noch vorsichtiger zu Werke zu gehn. Kein Franzose konnte nach der Levante oder der Barbarey als Kaufmann, ja nicht einmal als Commis abgehn, er mußte vorher von der Handelskammer zu Marseille geprüft, und bestätigt worden seyn. Kein Kaufmann konnte sich nach erhaltener Bewilligung der Regierung, wobey die Handelskammer doch immer befragt ward, in der Levante oder Barbarey etabliren, ohne der Handelskammer Kaution zu stellen, daß er für jeden durch seine Schuld in jener Echelle zu entstehenden Schaden verantwortlich seyn wolle.

Die Handelskammer war gewissermaßen das Organ der sämmtlichen Consulate. Sie beförderte deren Berichte an die Regierung, und theilte ihnen die Befehle der letztern mit; sie negozirte sogar mit den Barbaresken

selbst, und nahm sich ihrer in Marseille befindlichen Unterthanen an; sie war mit einem Worte, wie schon oben gesagt worden ist, die Leiterin und Beschützerin des ganzen Handels nach der Levante und Barbarey.

Was den zweyten Punkt anlangt, auf den alle diesen Handel betreffende Gesetze und Anstalten zurückgeführt werden können, nemlich auf die Vorsichtsmaßregeln gegen die Verbreitung der Pest, so kann hier freylich keine umständliche Beschreibung davon stehn. Es sey genug an die Isolirungsmethode in den Echellen und an das vortrefliche Lazareth von Marseille *) zu erinnern, das in Ansehung seines Locals, so wie seiner innern Organisation, gewiß das erste von Europa genannt zu werden verdient.

*) Siehe die obigen Briefe über die Quarantaine S. 41 ff. Eine vollständige Abhandlung über jene Quarantaine-Anstalten behalte ich mir an einem andern Orte vor.

Südliche Meere.

Sie kennen die herrlichen Seestücke von Vernet. Sie haben die unnachahmliche Perspektive, die Wärme, die Weichheit und Lieblichkeit des Tones oft mit Entzücken gerühmt. Ich habe die Originale, ich habe die südlichen Meere selbst gesehn.

Aber um die Schönheiten derselben ganz zu fühlen, muß man auch mit den nördlichen bekannt geworden seyn. Man muß die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur, und die vielfältigen Beschäftigungen des maritimen Lebens, auf beyden beobachtet haben, um mit Sicherheit bestimmen zu können, worin die Vorzüge der ersten bestehen.

Auf

Auf den südlichen Meeren haben alle Phänomene der Natur eine gewisse romantische Schönheit, die den nördlichen durchaus zu fehlen scheint, da sie in der Mannichfaltigkeit des Farbenspiels, und in der Leichtigkeit des Wolkenzugs, in der Milde des Himmelsstriches, und in der hydrographischen Beschaffenheit jener Meere liegt. Jede Tagszeit, jede meteorologische Veränderung kündigt sich hier durch einen eigenthümlichen malerischen Charakter an; selbst die feindlichen Naturerscheinungen, wie Stürme, Ungewitter u. s. w. behalten trotz aller ihrer Schrecklichkeit, noch etwas mildes und etwas südliches bey.

Eben so die mannichfaltigen Beschäftigungen des maritimen Lebens, die Schiffahrt, die Fischereyen u. s. w. welche liebliche romantische Idyllenwelten bilden sie nicht! Wie sind die südlichen Meere so still und freundlich, so reich und genußvoll, wenn man sie mit den nördlichen vergleicht! Der südliche Matrose, der südliche Fischer beweisen es;

die größere Leichtigkeit, die größere Schönheit ihres Lebens drükt sich in ihrem ganzen Wesen, in allen ihren physischen und moralischen Formen aus.

Aber was endlich auch die südlichen Meere so entzückend und unvergeßlich macht, das ist die reine, erquickende, alles erneuernde Lebensluft, ein himmlischer Aether, in dem man sich über die Erde erhoben fühlt. Hier ist nichts von der Schärfe, Härte und Rauhheit der nördlichen Meeresluft; hier ist nichts als mildes, liebliches, schmeichelndes Leben; hier — doch was vermögen todte Worte auszudrücken — eilt nach Valencia und Hieres, nach Mallorka und Nizza, und überzeugt euch selbst, wie südliche Meeresluft die Seele erhebt! Welches Ideal von Wohnung für einen Dichter, für einen Schriftsteller! Hier oder nirgends gelänge ein Werk für die Unsterblichkeit.

Einige Bemerkungen über die Lebensart und die Krankheiten der Seidenfabrikanten in Nismes.

Wenn einmal ein geistvoller Schriftsteller von Weltkenntniß und Erfahrung, der das Leben in allen seinen Beziehungen, Formen und Abwechslungen beobachtet hätte, ein großes, originelles, wahrhaft philosophisches Werk unternehmen wollte; so dürfte ihm vielleicht ein Gemälde des menschlichen Lebens mit allen seinen Ramificationen und Modalitäten zu empfehlen seyn.

Hier würde dann auch die Schilderung der arbeitenden Klasse nach allen Verschiedenheiten ihrer Existenz eine bedeutende Stelle einnehmen, um so mehr, da sie die zahlreichste

und die wichtigste ist. Bis irgend ein geistvoller Schriftsteller jenes Werk zu unternehmen wagt, mögen hier einige Beyträge dazu stehn.

Die Lebensart der Seidenfabrikanten in Nismes ist äußerst elend, wie sie es bey einem sehr niedrigen Tagelohn, bey der Theurung der Lebensmittel und bey den zahlreichen Familien der meisten Arbeiter auch nicht anders seyn kann. Feuchte dunkle Wohnungen, die oft mehrere Fuß tief unter der Erde, und in den ungesundesten Theilen von Nismes befindlich sind; grobe ärmliche Nahrungsmittel, unter denen ranziges Schweinfleisch und zähe eingesalzene Fische die ersten Gerichte sind; eine Kleidung endlich, wie man sie ungefähr in Teutschland den Züchtlingen zu geben pflegt; da haben sie die Existenz jener zahlreichen, unglücklichen Menschenklassen, die ihr ganzes Leben dem Luxus dienen und ihr ganzes Leben im Elend sind.

Diese Lebensart, verbunden mit dem Mißbrauche geistiger Getränke und einer anhaltenden unnatürlichen Beschäftigung, erzeugen bey den hiesigen Seidenfabrikanten eine Menge Krankheiten, Zufälle u. s. w. die zwar nach den einzelnen Zweigen der Fabrikation etwas verschieden, im Ganzen aber einander ähnlich sind. Da indessen die Kenntniß derselben für wahrhaft philosophische Aerzte nicht unwichtig seyn kann, so wollen wir die einzelnen Zweige der Fabrikation und die damit verbundenen Krankheiten nach der Reihe durchgehn.

1.

Spinnerey.

Dieser Zweig beschäftigt fünfhundert Personen weiblichen Geschlechts, und eben so viel zehn bis zwölfjährige Kinder beyderley Geschlechts, letztere zum Drehen bestimmt. Die Spinnerinnen sind besonders Brustbeängstigungen, catarrhalischen Zufällen, Geschwülsten,

Schwären und fauligten Fiebern ausgesetzt; die zu dem Drehen bestimmten Kinder leiden außer diesen Zufällen noch überdem an Schwindel, Bluthusten, Uebelkeiten, Arm- und Beingeschwulsten, Reißen u. s. w. was sich aus der Natur ihrer angreifenden Beschäftigung, in einer schon für die Spinnerinnen so ungesunden Atmosphäre, leicht erklären läßt.

2.

Taffentfabrikanten.

Man nimmt die Anzahl derselben zu ungefähr 3000 an; die Beschwerlichkeit dieser Fabrikation ist aus der Technologie bekannt; jede Minute wenigstens drey und zwanzig heftige Bewegungen, und jeden Tag wenigstens siebenzehn tausend, die bey recht fleißigen Fabrikanten oft bis zu zwanzigtausend gehn; diese einzige Bemerkung wird für Aerzte hinreichend seyn. Kein Wunder demnach, daß diese Fabrikanten Brustkrankheiten

aller Art, und den heftigsten Schmerzen in diesen Theilen ausgesetzt sind, daß die meisten an der Lungensucht, oder an Brustverknöcherungen sterben, daß sie überdem an Beingeschwüren, Gliederschmerzen, Leberverstopfungen und Erbrechungen leiden, auch daß sie oft mehrere Jahre vor ihrem Tode an Händen und Füßen völlig gelähmt zu werden pflegen.

3.

Strumpffabrikanten.

Ihre Anzahl wird auf ungefähr viertausend geschätzt; diese Klasse ist die gesündeste unter allen, was dem meisterhaften Mechanismus ihrer Stühle zuzuschreiben ist. Indessen haben sie viel von Hömorrhoidalzufällen und Zittern der Glieder zu leiden, auch sind sie, wegen der beständigen Anstrengung der Augen, häufig der Blindheit ausgesetzt.

4.

Strumpfnäherinnen und Strumpfstickerinnen.

Es werden ihrer an zweytausend und dreyhundert gezählt. Vermöge ihrer unnatürlichen gebückten Stellung und der unaufhörlichen Anstrengung ihrer Augen sind sie allen Krankheiten des Unterleibes, Leber- und Drüsenverstopfungen, Hämorrhoidalzufällen und Mutterbeschwerden, Augenflüssen u. s. w. ausgesetzt. Man erkennt sie sogleich an der Haltung ihres Kopfes und ihrer runden Schultern, von denen die rechte immer dicker als die andere ist.

5.

Floretseidenstreicher.

Ihre Anzahl wird auf tausend geschätzt; größtentheils beschäftigen sich Weiber damit. Vermöge ihrer ungesunden Werkstätte, wozu sie immer die feuchtesten und tiefsten Keller-

stübchen (wegen der Wohlfeilheit) wählen, so wie vermöge der Natur ihrer Beschäftigung selbst, sind sie dem Gliederreißen, den Brustschmerzen, dem Blutspeyen, der Lungensucht, den Augenentzündungen und ähnlichen Zufällen ausgesetzt. Die stärksten Arbeiterinnen können diese Beschäftignngen kaum zwey Monat treiben, ohne ihre Gesundheit zerrüttet zu sehn. Gleichwohl lockt die verhältnißmäßige Leichtigkeit dieser Arbeit, und der damit zu machende Gewinn immer unglückliche Mädchen genug, besonders aus den Cevennen, zu dieser Beschäftigung.

6.

Bandfabrikanten.

Ihre Anzahl wird auf einige hundert geschätzt; ihre Fabrikation ist nach der Taffentfabrikation die allerbeschwerlichste. Sie sind fast denselben Krankheiten, und noch außerdem Intestinalentzündungen und hitzigen Fiebern ausgesetzt u. s. w.

Das ist eine kurze Skizze von den Krankheiten, denen die Seidenfabrikanten in Nismes, und im Allgemeinen alle ähnliche Arbeiter unterworfen sind. Ein großer Theil dieser Zufälle, eine Menge dieser langwierigen Leiden kommt ohne Zweifel von dem fehlerhaften Mechanismus ihrer Werkstühle her. Aber warum hat sich noch niemand mit der Verbesserung derselben beschäftigt? — Warum? — Ach unsere Mechaniker haben vor lauter unnützen Erfindungen noch keine Zeit dazu gehabt.

Belagerung und Einnahme von Lyon im Jahre 1793.

Ein historisches Fragment.

Folgender Aufsatz ist aus einem Werke gezogen, das zwar im Jahre 1797, zu Lyon in zwey Oktavbänden gedruckt worden, aber so gut als gar nicht in den Buchhandel gekommen ist *). Da es nemlich außer einer

*) Histoire du Siege de Lyon; des événemens, qui l'ont précédé, et des désastres qui l'ont suivi, ainsi que de leurs causes secrètes, générales et particulières. Paris et Lyon 1797. 2 Vol. 8. Mit einem Plane. — Man muß dieses Werk nicht mit den Pamphlets verwech-

Menge neuer, von den bisherigen gar sehr abweichender Nachrichten, äußerst freymüthige Bemerkungen über den Gang der Revolution enthielt; so ward die ganze Auflage auf Befehl des Direktoriums weggenommen, und zu Patronen verbraucht. Es ist mir gelungen, von den wenigen noch etwa geretteten Exemplaren eines aufzufinden, und ich theile nun den Lesern folgendes interessante Bruchstück daraus mit.

d. H.

I.

Auch in Lyon waren die ersten schönen Hofnungen einer constitutionellen Verbesserung mit großem Enthusiasmus aufgenommen worden; allein auch schon vom Anfang an hat-

seln, die unter ähnlichen Titeln schon früher erschienen sind.

ten die besser gesinnten Bürger den Intriguen der orleanischen Parthey nach Möglichkeit entgegenzuarbeiten gesucht. Als daher mit dem Tode des unglücklichen Königs alle jene frohen Aussichten vernichtet, und dagegen alle Greuel der herrschenden Faktion auch nach Lyon verpflanzt worden waren: da standen die guten Bürger endlich in Masse auf, setzten ihre schändlichen Municipalitätsbeamten ab, wählten sich neue Obrigkeiten aus ihrer Mitte, richteten die überwiesenen Verbrecher hin, und zeigten so ganz Frankreich, wie das Vaterland zu retten sey. (29. 30. May 1793.)

Kaum hatte indeß der Convent von diesen Auftritten Nachricht erhalten, als er den, bey der damaligen Alpenarnee befindlichen Deputirten die gemessensten Befehle zum Angriff gab, um so mehr, da Lyon jetzt überdem der Sitz des nur halb besiegten Girondismus zu seyn schien. Vergebens suchten die Einwohner auf Zureden ihrer girondistischen Obrigkeiten selbst das Ungewitter durch die

Annahme der Constitution von 1793 abzuwenden, die drohenden Anstalten wurden fortgesetzt und Lyon mußte der schrecklichsten Rache entgegensehn *).

Das alles war indessen nicht vermögend, den Muth der gutgesinnten Einwohner niederzuschlagen; im Gegentheil fingen sie die Anstalten zu ihrer Vertheidigung mit verdoppeltem Enthusiasmus an. Perrin de Precy, ehemals Obristlieutenant unter den Linientruppen, ward zum Commandanten gewählt, und unter seinen Befehlen gewann nunmehr die ganze Stadt eine kriegerische Gestalt.

*) Es war die mit den Cordeliers jezt verbundene Parthey Orleans, die am meisten auf diese Masregeln drang. Was nemlich Roland und Legendre durch List nicht hatten erreichen können — Lyon für diese Parthey zu gewinnen — das sollten nun Dübois Crancé, Gauthier, Albitte u. s. w. alles Orleanisten, an der Spitze eines Heeres thun. Die Haupttriebfeder war der berüchtigte Danton.

Ueberall sah man die Bürger sich in den Waffen üben, an Redouten und Pllaisaden arbeiten, Patronen und Kardusen verfertigen; die ersten Kaufleute, die vornehmsten Fabrikanten, selbst Weiber, Kinder und Geistliche, nahmen Theil daran. Mit gleichem Eifer ward eine Kriegskasse zusammengebracht, und ein Belagerungspapier votirt, die Cavallerie und Artillerie mit Pferden, das Hospital mit Arzneyen und Charpie versehn, kurz für alle Gegenstände mit gleicher Aufmerksamkeit gesorgt. Eben so ließ auch Precy die beyden wichtigen Positionen St. Etienne, und Mont Brison besetzen, wovon jener der Schlüssel zum Velay, dieses zu der Auvergne war.

Trotz aller dieser Anstrengungen indessen, blieb Lyon nur unvollkommen mit den nöthigen Vertheidigungsmitteln versehn. Die Redouten konnten nur in Eile errichtet, die bey der ungünstigen Lage der Stadt so zahlreichen Angrifspunkte nur schwach befestigt werden;

an Munitionen waren nur einige siebenzig tausend Pfund Pulver, und kaum drittehalbtausend Kanonenkugeln vorhanden; an Provisionen fand sich verhältnißmäßig nur ein geringer Vorrath in der Stadt; und die ganze Anzahl junger streitbarer Bürger ward höchstens auf acht tausend gebracht.

Gleichwohl rückte die jacobinische Armee bereits von allen Seiten in mehrern Colonnen herbey, und schon langte Dübois Craucé mit fünftausend Mann Infanterie, funfzehnhundert Mann Cavallerie und zwölf Kanonen aus Savoyen an. Es war das an der Rhone und auf der Straße von Genf gelegene Schloß la Pape, wo er sein Hauptquartier nahm, während er zugleich noch zehntausend Mann Volontairs aus den benachbarten Departements, und ungefähr zwölfhundert aus der Stadt zu ihm entwichene Clubisten an sich zog (5. August 1793.).

Noch einmal hofften die Lyoner das drohende Ungewitter von sich abwenden zu können,

nen, und schickten demnach eine Deputation mit Vorschlägen zu einem Vergleiche in das Lager ab. (8 Aug.) Dübois Crancé aber ließ die Deputirten niederschießen, und fing in demselben Augenblicke sein Feuer an. Es ward mit Lebhaftigkeit erwiedert, ohne daß es jedoch von beyden Seiten großen Schaden that. Unterdessen waren die aus den südlichen Departements erwarteten Hülfstruppen der Lyoner theils zerstreut, theils völlig abgeschnitten worden, und diese unglückliche Stadt sah sich demnach blos auf ihre eigenen, aber leider zu schwachen Bürgercorps beschränkt.

Das war der Zeitpunkt, wo der Royalismus, dessen man die Lyoner schon längst beschuldigt hatte, erst bestimmte Freunde und Anhänger unter ihnen fand. Er blieb indessen mit allen Formen des Republikanismus bekleidet, und war in sofern immer als unerwiesen anzusehn. In den Redouten der Lyoner wie auf den Batterien der Feinde, war

die dreyfarbige Fahne aufgesteckt, und an allen Thoren und an allen öffentlichen Gebäuden waren die republikanischen Inschriften noch unverlöscht. Nur im Geheimen wurden weiße Cocarden, und jene mit Lilien gestickte Fahnen verfertigt, von denen zwey Monat später im Convent die Rede war. Hätten sich indessen die Lyoner öffentlich erklärt, wahrscheinlich würden alle Royalisten in und außerhalb Frankreich zu ihrer Hülfe herbeygeeilt seyn. Da jenes nicht geschah, so blieb die Stadt einem Schicksale überlassen, das mit jedem Tage drohender zu werden schien.

Schon hatte nemlich Dubois Crancé eine Schiffbrücke über die Rhone schlagen, und in der sogenannten Plaine des Brotteaux, am östlichen Ende der Stadt, eine furchtbare Batterie anlegen lassen, die noch durch neues Belagerungsgeschütz von Grenoble und Auxerre vergrößert ward. Die Lyoner zogen daher

die in dem Pont de la Guillotiere *) befindliche Zugbrücke auf, legten am Pont Morand eine Brückenschanze, und längs des ganzen Quays eine Menge Redouten an, wozu man alle vorräthige Baumwollballen nahm. Eben so wurden an dem Pont la Mülatiere **), und auf den, das feindliche Lager in der Plaine des Brotteaux dominirenden, Anhöhen Batterien angelegt.

Kaum waren die Anstalten der Feinde beendigt, so nahm das Bombardement in der Nacht vom 22 — 23. August seinen Anfang, ohne daß jedoch beträchtlicher Schade angerichtet ward. Desto schrecklicher hingegen wa-

*) Dieses war um so nöthiger, da die Einwohner der in der Nähe der Brotteaux liegenden Vorstadt la Guillotiere, ein ehrloses verächtliches Gesindel, die Annäherung der Feinde auf alle Art zu begünstigen suchte.

**) Auf der Südseite, am Ende der Allee Perrache, wo der Zusammenfluß der Saone und Rhone ist.

ren die Wirkungen des zweyten Bombardements, das in der Nacht vom 24 — 25. anfing; was man besonders der Verrätherey der in der Stadt selbst befindlichen Jacobiner zuschrieb *). Vergebens suchten sich die Lyoner bey einem Ausfalle der feindlichen Batterien zu bemächtigen; sie wurden mit Verlust zurückgetrieben und büßten auf einer andern Seite (à la Croix rousse auf der Nordseite der Stadt) sogar zwey von ihren eigenen Redouten ein. Von nun an dauerte das Feuer fast unaufhörlich fort, und selbst das Hospital, wo doch die großmüthigen Lyoner die eigenen Verwundeten des Feindes aufgenommen hatten, blieb von den barbarischen Dübois Crancé und Gauthier keinesweges verschont.

Unterdessen waren auch die übrigen republikanischen Colonnen angekommen, so daß

*) Sie bezeichneten den Feinden die vornehmsten Gebäude durch Signale, oder legten selbst Feuer an, wie z. B. der Fall bey dem Arsenale war.

die Stadt nunmehr auf allen Seiten und im Ganzen von mehr als sechszigtausend Mann eingeschlossen war. Auf der Nordseite befand sich nämlich ein Lager von neuntausend Mann, unter dem Commando von Dübois Crancé und Gauthier; auf der Ostseite standen zehntausend Mann unter Vaubois; auf der Westseite achttausend unter Reverchon *), und zwölftausend unter Maignet und Chateauneuf Randon; auf der Südseite endlich war ein Lager von zehntausend Mann unter Javogne **) und von fünf und zwanzig tau-

*) Dieser Reverchon war selbst ein Lyoner, der Sohn eines Speckhändlers aus der Vorstadt St. Jüst. Er war erst Aufwärter bey seinem Vater, nachher Weinhändler in Màcon gewesen, bis er zuletzt Repräsentant du Peuple ward. „Bientôt — schrieb er an den Convent — Bientôt nous Vous annoncerons la destruction de cette nouvelle Sodôme“ u. s. w.

**) Dieser Javogne war eigentlich ein Notarius, aber allgemein als ein nichtswürdiger Schurke und lüderlicher Trunkenbold bekannt. Nach einem sehr ernsthaften Scharmützel, in dem die Lyoner sehr

send Mann unter Couthon befindlich. Die Lyoner mußten jetzt ihre Garnisonen aus St. Etienne und Montbrison zurückziehen, und aus der letztern Stadt schlossen sich sämmtliche Einwohner mit Weib und Kindern an sie an.

Schon nahm indessen der Mangel an Provisionen mit jedem Tage zu, schon war man blos auf kleine Portionen von Wein, Oel, Chocolade, Reiß und Mandeln eingeschränkt, und nur die dienstthuende Mannschaft erhielt noch etwas Hafer- und Kleyenbrod. Dennoch blieb die Standhaftigkeit der gutgesinnten Einwohner unerschütterlich, dennoch beschlossen sie alle für einen zu stehn. Weiber, Kinder und Greise, alle waren von

sehr gelitten hatten, schrieb er an den Convent: „La boucherie a été bonne" und eine seiner Lieblingsphrasen war: „La republique ne peut s'établir, que sur le cadavre du dernier des honnêtes gens."

gleichem Enthusiasmus belebt. Die edelsten Frauen hatten sich in die Hospitäler vertheilt, andere trugen den tapfern Vertheidigern Lebensmittel zu; noch andere scheueten selbst die Gefahren in den Verschanzungen nicht, halfen Stücke laden, und brannten Mörser los, Knaben und Mädchen suchten die feindlichen Kugeln auf und trugen sie den Artilleristen zu *), selbst Greise halfen mit an den Sprizzen arbeiten, oder gaben auf die Richtung der feindlichen Bomben Acht. Ein junger braver Ingenieurofficier Namens Bosquillon ging mit mehrern muthigen Fährleuten über die Rhone, und zündete die ungeheuern Werf-

*) Um diesen Enthusiasmus systematisch zu leiten, hatte man aus den edelsten und erfahrensten Bürgern eine Comité de Sürveillance gewählt, dem die ganze innere Administration überlassen war. Von diesem Comité wurde jedem Soldaten, jedem Spritzenmann u. s. w. täglich fünf Livres ausgezahlt, was zusammen eine tägliche Summe von 150,000 Livres gab; auch ward auf jede gefundene Kugel eine Prämie von drey Livres gesetzt u. s. w.

te an, die den Feinden statt einer Brustwehr dienten; ja ohne die Verrätherey eines der vielen heimlichen Jacobiner hätte er mit der Schiffbrücke bey la Pape dasselbe gethan.

So hatte die Belagerung schon fast sechs Wochen gedauert, ohne daß für das bedrängte Lyon von irgend einer Seite Hülfe zu erwarten war. Plötzlich erschien ein Bevollmächtigter von dem in der Schweitz residirenden sardinischen Gesandten, und bot gegen eine zu bewilligende Anleihe ein beträchtliches Hülfscorps an. Man berathschlagt, man ist ungewiß, bis sich die geheime sardinische Politik von selbst verräth *). Die Unterhandlung wird abgebrochen, und das ohnehin sehr schlechtorganisirte Piemontesische Truppen-

*) Es war blos auf einige Millionen Liv. abgesehn, die man bey dieser Gelegenheit zu bekommen hofte. Sonst sah der sardinische Hof die Franzosen sehr gern durch diese Diversion beschäftigt, da die Wiedereroberung von Savoyen im Werke war.

corps zieht sich wieder an seine Gränzen zurück.

Kaum war der sardinische Unterhändler abgereist, als ein neuer Bevollmächtigter von der Armee des Prinzen Condé erschien. Es war der junge Montcalomb, ein Neffe von Precy, er brachte die Nachricht, daß der Prinz entschlossen sey, etwas für die bedrängte Stadt zu thun. Leider zeigte sich aber bald, daß dieser, so wie ein anderer von dem Grafen von Provence und Artois entworfene Plan, mit viel zu großen Schwierigkeiten verbunden war. Zum Glück blieb dieses den Lyonern anfänglich unbekannt, und so setzten sie ihren Widerstand mit neuem Muthe fort. Um aber mit den täglich mehr abnehmenden Provisionen noch so lange als möglich auszureichen, schickten sie den Feinden alle Gefangene zurück und trieben selbst eine Menge verdächtiges Gesindel über die Brücke la Guillotiere zur Stadt hinaus.

Unterdessen hatten die Belagerer ihre Batterien vermehrt, und griffen nun die vorzüglichsten Außenposten der Lyoner mit zehndoppelter Mannschaft an. Es war daher kein Wunder, daß z. B. das Chateau de la Duchere im westlichen Theile der Stadt, der Gottesacker de Cuios im nördlichen, der Pont d'Oullins im südlichen, zum Theil vielleicht auch durch Verrätherey erobert wurden, ohne daß jedoch der Feind die letzte Linie zu durchbrechen im Stande war. (Nacht vom 26 bis 27. September.)

Gefährlicher aber hätte die Wegnahme des Postens St. Foy und der Redouten von St. Just, im westlichen Theile, so wie die Besetzung der Brücke la Mulatiere im südlichen Theile werden können; wäre nicht der tapfere Precy selbst sogleich mit neuen Truppen herbeygeeilt. Schon waren die beyden Colonnen im Begriff unter dem Schutze eines mörderischen Feuers in die Stadt zu dringen, dennoch wurden sie glücklich zurück-

getrieben, und jene Positionen mit neuer Mannschaft besetzt *). (Nacht vom 28 bis 29. September.)

Troz diesem augenblicklichen Siege indessen nahm das Elend und die Gefahr der Lyoner mit jedem Tage zu. Die in dieser Jahreszeit ungewöhnliche Seichtheit der Rhone, ließ einen neuen Angriff von der Seite des Quays befürchten, und verhinderte die Ueberschwemmung, die bisher die letzte Hofnung der bedrängten Bürger gewesen war. Die dienstfähige Mannschaft war allmählich

*) Zu welchen elenden und lächerlichen Lügen die Repräsentanten ihre Zuflucht nahmen, kann unter andern folgende Stelle in einem Briefe des berüchtigten Laporte an den Convent beweisen: „J'ignore — heißt es — Si les muscadins sont accoutumés, à ne faire la guerre, qu'en carrosse. Nous leur avons pris bon nombre de voitures, et de cabriolets de toutes couleurs; ils ont été obligés, de s'en retourner à pied, dans leurs murs. — In der Nachbarschaft der Redoute befand sich nämlich ein Kutschenmagazin, das von den wilden Horden geplündert worden war.

bis auf sechs tausend Mann geschmolzen, und schon wurden die Posten blos verändert und nicht mehr abgelöst. Die Provisionen waren mit Ausnahme von Oel und Chocolade völlig aufgezehrt, die Wirkungen des feindlichen Feuers wurden immer schrecklicher, und die Krankheiten vermehrten sich fast jeden Augenblick. Die gemeinen Fabrikarbeiter fingen an schwürig zu werden, mehrere Bataillons legten die Waffen nieder, die Unordnung, die Verwirrung, die Auflösung der bisherigen Organisation, nahm von Stunde zu Stunde zu. Eine heuchlerische sehr gemäßigte Proclamation des Feindes, verbunden mit den Machinationen der nun in Masse aufstehenden Uebelgesinnten, vollendete jene Unordnung, schon fingen einige Bataillons an ihre Redouten zu räumen, und die Uebergabe der Stadt schien unvermeidlich zu seyn.

In dieser verzweifelten Lage der Dinge faßte der brave Precy den Entschluß, sich mit dem Kern seines kleinen Heeres aus der

Stadt, und wo möglich, durch die Gebirge, bis an die schweizerische Gränze zu ziehn. Der Versammlungsort war der Außenposten in der Vorstadt de Vaize, leider blieb aber dieser schnelle Entschluß den mehresten unbekannt. Als daher Precy das Zeichen zum Abmarsch gab, (9. Oktob. Morgens) waren nur funfzehnhundert Mann beysammen, von denen mit Ausnahme des braven Anführers und einiger seiner Officiere, der größte Theil von den nachsetzenden Feinden niedergehauen, oder auch von den raubsüchtigen Bauern erschlagen ward. In diesem Augenblicke nahmen die feindlichen Truppen sämmtliche Außenposten in Besitz, während die guten Bürger mit ängstlicher Unruhe, die bereits bewafneten Jacobiner hingegen mit wilder Freude ihrem Einzuge entgegen sahn.

2.

Er erfolgte den 10. Oktober, unter Anführung des General Doppet, begleitet von

den Repräsentanten Couthon, Maignet, Laporte und Chateauneuf Randon, ohne daß die mindeste Unordnung dabey vorfiel. Die Soldaten boten vielmehr den Bürgern ihre Commisbrode an, die Repräsentanten und Generale sprachen von nichts, als Milde, Schonung und Amnestie. Allein nur zu bald zeigte sich, daß diese anscheinende Mäßigung nichts als Verstellung gewesen war, daß man den Widerstand der Verzweiflung gefürchtet hatte, und erst alle Quartiere besetzen wollte, um desto sicherer zu seyn.

Nur wenig Tage, und die Repräsentanten zogen die Maske ab. Alle gutgesinnten Bürger wurden entwaffnet, und die verruchtesten Jacobiner als Municipalbeamte angestellt. In Lyon und zu Feurs wurden zwey Revolutionstribunale, unter dem Namen Tribunal de justice populaire errichtet, und aus dem verworfensten Pöbel neue Clubs organisirt. Ein unter dem Namen Comité de Surveillance errichtetes Hauptgericht fing leider

an alle Gefangene zum Tode zu verurtheilen, und überall hob der Terrorismus sein blutiges Schwerdt empor.

Alle diese Maßregeln erhielten durch das bekannte Decret des Wohlfahrtsausschusses *), durch die von Dubois Crancé gefertigten Proscriptionslisten **), und durch die Absendung von vierzig verruchten Jacobinern aus Paris (zu Präsidenten der Lyoner Clubs bestimmt) einen neuen Zuwachs von Härte und Grausamkeit. Mauern und Wälle, Kirchen

*) Auf den Bericht des feigsten und niederträchtigsten aller revolutionairen Bösewichter, des berüchtigten Barrere, der aber bekanntlich unmittelbar nach dem achtzehnten Brumaire von Bonaparte wieder angestellt ward.

**) Dubois Crancé war von seinen Collegen verdächtig gemacht und nach Paris zurückgerufen worden. Er theilte dem Ausschusse die energische Antwort mit, die ihm mit der Unterschrift von zwanzigtausend Bürgern auf seine hochtrabende Proclamation gegeben worden war. Aus diesen Unterschriften ward die Proscriptionsliste zusammengesezt.

und Gebäude wurden nun von reichbezahlten Arbeitern *) niedergerissen, Magazine, Gewölbe, Comtoirs u. s. w. mit barbarischer Wildheit ausgeleert. Tausende von Unschuldigen wurden eingekerkert, und täglich an zwanzig zum Tode verdammt **).

Um

*) Die unglücklichen, allen Erwerbes beraubten Fabrikarbeiter ließen sich selbst dazu brauchen, und es wurden aller zehn Tage 400,000 Livres darauf verwandt. Couthon hatte einem Auverguer, einem gewissen elenden Schuft, Namens Tordeix, die Aufsicht darüber gegeben, und dieser ehemalige Schuhputzer schrieb sich nun: Directeur général des demolitions d'édifices fédéralistes et aristocratiques de la Commune affranchie. Man sieht, es war ein französischer Scelerat, den man gleich an seiner Eitelkeit erkennt. — Um das Demolitionsgeschäft mit einiger Feyerlichkeit anzufangen, ließ sich der von der Gicht gelähmte Couthon auf den Platz Bellecour vor eines der Hauptgebäude tragen, schlug mit dem Hammer daran, und gab mit den Worten: „La loi te frappe" das Signal zur Einreißung. —

**) Die Wuth der Clubisten ging so weit, daß einer dieser Unholde, Namens Kiesling, ein Ebenist

Um dieser Tyranney zu entgehen, suchten sich nun ein großer Theil der Einwohner, mit Weibern und Kindern, theils in die Wälder theils in die Gebirge zu flüchten, lebten aber selbst hier der treulosen Bauern wegen in unaufhörlicher Gefahr. Andere suchten sich in der Stadt selbst zu verbergen und brachten ganze Monate in Cloaken, zwischen Fußböden u. s. w. zu. Nur wenigen gelang es, glücklich nach der Schweitz zu gelangen, und auch hier sahen sie sich bey der politischen Nachgiebig-

und teutschen Ursprungs, in einer Rede einmal in folgende Apostrophe ausbrach: „Chaque tête abattue, ne devroit-elle pas exciter en vous un tressaillement particulier? Vous ne jouissez point de votre bonheur, si vous ne savez pas le nombre des flots de sang, qui coulent. Envoyez donc chaque jour des commissaires, afin de les comptes. Pour l'exemple, je me nomme moi-même, et des aujourdhui j'humerai pour vous, s'il est possible, tous les esprits vitaux, qui s'en exhaleront!“

keit der Cantonsregierungen nur halb in Sicherheit. Nur Zürich, das literarische, humane Zürich, machte eine edle Ausnahme hierin, nahm alle Flüchtlinge mit offenen Armen auf, und sicherte ihnen Freyheit und Leben zu. Eine Folge davon war, daß der größte Theil der Fabrikarbeiter in diesen Canton eilte, und manches Kapital in das gastfreye Land gezogen ward.

So hatten die Repräsentanten Couthon, Maignet und Chateauneuf Randon mit ihren Helfershelfern länger als einen Monat gewüthet, als das Oberhaupt ihrer Parthey, der berüchtigte Danton, von Robespierre besiegt, und bald darauf hingerichtet ward. Auch sie wurden nun plötzlich als verdächtig zurückgerufen, und an ihrer Stelle zwey noch verworfenere Bösewichter Collot d'Herbois, und Fouché de Nantes *) mit ei-

*) Collot d'Herbois war ehemals Comödiant gewesen, und hatte selbst in Lyon gespielt, wo er aber immer ausgepfiffen worden war. Er lebt bekannt-

ner starken Division der revolutionairen Armee und einem Haufen ihrer würdigen Subalternen abgeschickt. Ihre Ankunft war das Signal zu neuen Grausamkeiten, wogegen alles bisherige nur ein Vorspiel gewesen zu seyn schien.

Das erste, womit sie anfingen, war die Unterdrückung der bisherigen Comités, und die Anstellung ihrer vierzig mitgebrachten Helfershelfer. Auf diese Art bildeten sie jene schreckliche Commission de Surveillance, die nun nichts als Comités de Sequestre, de Demolition u. s. w. so wie Tribunaux de Justice und Tribunaux revolutionaires errichtete, ohne durch die geringsten Formen eingeschränkt

lich noch immer in der Cayenne, seinem wohlverdienten Verbannungsort. Fouché de Nantes ist ein ähnlicher Avanturier, hat sich aber zu halten gewußt, war nachher Polizeyminister, und ist jetzt mit mehrern seines Gelichters Senator und Staatsrath.

zu seyn. Von nun an sahe man also alle Lyoner Jacobiner, die diesen Tigern noch viel zu mild, und demnach verdächtig geschienen hatten, von jenen blutigen Aemtern ausgeschlossen. Pariser waren es, die jetzt über das Leben und Eigenthum der unglücklichen Bürger richten sollten, Pariser, deren scheußliche Tyranney noch durch ihre alte Eifersucht vergrößert ward *).

Am schrecklichsten zeigte sich die neue Commission temporaire, ein wahres Blutgericht

*) Sie trieben zu gleicher Zeit den grausamsten Spott mit ihren unglücklichen Schlachtopfern. „Toi“ — sagte der eine — „Tu passeras la tête à la chatiere!“ — „Toi“ — sagte der andere — „Tu mettras la tienne à la fenêtre rouge,“ — „Toi“ — hieß es bey einem dritten — „Tu auras les honneurs du rasoir national!“ — Man erkennt abermals die französischen Scelerats an ihren platten Witzeleyen, so wie an der Fleischerdecoration, einem silbernen Beile, das ihnen an einem dreyfarbigen Bande vom Halse herunterhing. — Auch zu Gefangenwärtern wurden absichtlich die verruchtesten Subjekte aus der revolutionairen Armee gewählt.

aus lauter Bösewichtern zusammengesetzt, und von der Comité der fünf Richter auf das kräftigste unterstützt. Die Commission beschäftigte sich blos mit der Einkerkerung, mit der geheimen Bestimmung des Urtheils, wen sie aber hinrichten lassen wollte, den schickte sie den fünf Richtern zu *). Diese den größten Theil des Tages berauschten Bösewichter nahmen sich kaum die Mühe, einige Fragen zu thun, und sprachen dann ihr Urtheil durch anfangs nur den Kerkermeistern verständliche Zeichen aus **). Aller zehn Minuten wurden

*) Von den vorigen Lyoner Comite's hieß es: Ces commissions judiciaires s'embarrassoient dans les formes, et ne savoient point se passer des preuves pour condamner. Il falloit pouvoir se contenter de celles, que les fronts indiquoient, afin de donner à la justice nationale un mouvement plus rapide."

**) Wenn sie ihr Beil berührten, so hieß es: zur Guillotine; die Hand an die Stirn gelegt, bedeutete Erschießen; auf den Tisch ausgestreckt:

auf diese Art sieben Gefangene verhört und verurtheilt, selten kam aber einer mit dem Leben davon. Es war hinreichend, ein einziges Mal die Cocarde vergessen, oder einen Clubisten u. s. w. beleidigt zu haben, um ein Opfer des Todes zu seyn.

Doch alle diese schrecklichen Maßregeln konnten der Ungeduld der blutdürstigen Repräsentanten noch keine Gnüge thun. Sie berathschlagten daher unter einander, ob sie die Gefangenen in ihren Gefängnissen zusammen erschießen, oder in die Luft sprengen, oder durch Kartätschenfeuer hinrichten lassen sollten; welches letztere Collot d'Herbois das beste schien. Sogleich sahe man mit neun und sechszig aus den Gefängnissen von Rouanne abgeholten jungen Leuten, in der Plaine des Brotteaux die Probe machen, und von nun an wurden diese Hinrichtungen noch

Lossprechung, welches aber sehr selten und nur bey großen Geldaufopferungen der Fall war.

öfterer wiederholt, ohne daß jedoch die Guillotine darum stille stand *).

Vergebens suchten die Gattinnen, die Schwestern, die Kinder der Verurtheilten, das Herz dieser niederträchtigen Bösewichter zu erweichen; niemand ward gehört, die rührendsten Scenen des Abschiedes, die größten Anerbietungen der kindlichen Liebe, die bewundernswürdigsten Aufopferungen des weiblichen Enthusias-

*) „Le feu, la flamme — schrieben Collot und Fouché an den Convent — „peuvent seuls exprimer la toutepuissance du peuple, sa volonté doit avoir les effets de la foudre. Gewöhnlich ließ Collot diese Hinrichtungen während seiner schwelgerischen Mahlzeiten vornehmen; wo dann der erste Kanonenschuß das Zeichen zu der ausgelassensten Freude war. „Cela vaut mieux, que leurs sifflets!“ — sagte er — als er einmal zweyhundert und zehn Unglückliche auf diese Art erschießen ließ. — Die Leichname sowohl der Erschossenen als Guillotinirten wurden in die Rhone geworfen, und mehrere Lieuen unterhalb Lyon waren beyde Ufer damit bedeckt. Nur aus Furcht vor einer drohenden Epidemie wurden endlich Anstalten zum Begräbniß gemacht.

mus wurden mit Lächeln angesehn. „Unsere ganze Existenz — schrieben Collot und Fouché, — ist mit Ruinen und Gräbern beschäftigt, das ist unsere Zufriedenheit, das ist unser wahrer Genuß!“

Doch wir brechen ab, es giebt ein Ziel für die vollständigste Darstellung. Wir begnügen uns zu sagen, daß Collot bald darauf zurückgerufen ward, daß aber der niederträchtige und verruchte Fouché *) bis zu der bekannten

*) In dieser Hinsicht verdient er die Excellenz, die ihm jetzt mit mehrern seines Gelichters ertheilt worden ist. — „Aneantissons“ — schrieb er an Collot, dessen Subaltern er war — Aneantissons d'un seul coup tous les traîtres. Exerçons la justice, à l'exemple de la nature, frappons comme la foudre, et que la cendre même de nos ennemis disparoisse du sol de la liberté. Les larmes de la joie coulent de mes yeux, elles inondent mon ame. Nous n'avons qu'une manière de celebrer la victoire (es war nach der Einnahme von Toulon) nous envoyons ce soir deux cent treize rebelles

Revolution vom neunten Thermidor ganz in seinem Geiste zu handeln fortfuhr *).

sous le feu de la foudre!" Rächende Nemesis! auch dieser Henker wird deiner Hand nicht entgehn!

*) Und dennoch schrieb der verächtliche Heuchler: Avec quelle religieuse meditation, les accusés sont examinés! Avec quelle courageuse impartialité, le juge descend dans leur pensée la plus intime, jusque dans leur conscience, pour en suivre les monumens. — Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß dieser Fouché keinen kleinen Theil seines großen Vermögens während dieser blutigen Mission zusammengeplündert hat.

An einen Hypochondristen, der nach Marseille und Hyeres reisen will.

Ich setze voraus, mein werthester Freund, daß sie ohngefähr tausend Thaler Sächsisch zu dieser Reise bestimmen, keinen Bedienten mitnehmen, und des Französischen einigermaßen mächtig sind. Ich nehme ferner an, daß Sie ihren Creditbrief von einem guten Hause auf doppelte Addresse stellen, ihren Paß von einem französischen Gesandten gehörig unterzeichnen lassen, und sich zum Ueberfluß, wenn Sie deren bekommen können, noch auf jede ansehnliche Stadt mit einem Empfehlungsbriefe versehn. Nach diesen Voraussetzungen lassen Sie uns versuchen, ob ich Ihnen ihrem Wunsche gemäß, noch in dieser

oder jener Kleinigkeit mit meinem unmaßgeblichen Rathe dienen kann.

Sie sind, um die abscheulichen Postwägen von Norddeutschland zu vermeiden, mit irgend einem bequemen Fuhrwerk glücklich in Frankfurt am Mayn angekommen, und haben sich hier im Weidenhof *) bey dem wakkern und gefälligen Schneer einige Tage ausgeruht. Jetzt können Sie nun durch den Elsaß oder auch durch die Schweitz gehen, wie es Ihnen am besten dünken wird.

Im erstern Falle haben Sie eine sehr gute Diligence nach Strasburg, die nur vierzig Stunden unterwegens ist, und finden dort eine eben so bequeme geradesweges nach Lyon; im zweyten Falle gehen sie mit der neuen, vom ersten Julius an in Gang zu bringenden Reichsdiligence, die zugleich die Briefe führt, nach Basel, nehmen dort die

*) Die freye östliche Lage macht diesen Gasthof jedem Hypochondristen empfehlungswerth.

eben so gute nach Genf, und setzen dann ihre Reise mit dem Courier (zu vier Plätzen) ziemlich bequem und schnell nach Lyon fort. In Strasburg logiren Sie bey dem braven Weiß im Geiste *); in Basel in den drey Königen bey dem wackern Iselin **), in Genf aux Balances, oder auch im Ecu de Genève, wo man nicht übel ißt. Da es aber beyden Gasthöfen an Sonne und Aussicht fehlt, so rathe ich Ihnen in die Krone (à la couronne) zu gehn.

In Lyon ruhen Sie nunmehr einige Tage aus und kehren im Park (au Parc) ein, der an der Place de Terraux liegt, und etwas Morgensonne hat. Hier lassen Sie sich für die nächste Diligence nach Marseille einschreiben, und treten in letzterer Stadt

*) Auch dieses Wirthshaus zeichnet sich durch eine schöne Lage und herrliche Südostseite aus.

**) Die Zimmer nach dem Rheine haben die Morgensonne und eine reizende Aussicht. In allen drey Wirthshäusern herrscht Reinlichkeit.

bey dem braven Evrard, im Hotel des Ambassadeurs, in der Rue Beauveau ab *). Lassen Sie sich hier ein Zimmer im dritten Stocke auf die genannte Straße geben, so werden Sie Morgensonne und Aussicht auf die Canabiere und den Theaterplatz haben, die den Seitenzimmern fehlt. Sie sind hier im Mittelpunkte aller Ressourcen, und werden mit der Einrichtung des Ganzen gewiß nicht unzufrieden seyn.

Da wir nun fürs erste einen Ruhepunkt haben; noch einige vermischte Bemerkungen, die am besten hier alle beysammen stehn.

Zuerst was die Dauer ihrer Reise betrift? Meines Bedünkens reisen Sie am besten in der Mitte Septembers aus, und

*) Da der vorige Inhaber dieses Hotels jetzt wenig Häuser davon ein neues, unter dem Namen Hotel de Beauveau, eingerichtet hat, unkundige Fremde aber durch allerhand Künste an sich zu ziehen sucht, so gebe man genau auf die Ueberschrift Acht, um so mehr, da man im Hotel de Beauveau unbarmherzig geprellt wird.

kommen Ende Aprils wieder nach Teutschland zurück. So entgehen Sie den Herbststürmen und treffen wieder mit den Schwalben ein.

Zweytens was Ihre Reiseroute anlangt. Haben Sie kein besonderes Verlangen die Schweitz wenigstens im Fluge zu sehn, und fürchten Sie einige Nächte unterwegens zu seyn, nun so ist freylich die Route über Strasburg vorzuziehn. Sie treffen dann jeden Abend ihr bequemes Nachtlager an, nehmen den kürzesten Weg und bringen noch überdem ihre Bagage wohlfeiler mit sich fort *). Ich setze jedoch in Ansehung der letztern im Allgemeinen fest, daß der Coffre nicht über 50 bis 60, der Nachtsack, wenn er, wie gewöhnlich, gratis gehen soll, nicht über zwölf bis funfzehn Pfund wiegen muß.

Drittens, was die Diligence anlangt. Suchen Sie, so viel als möglich, immer den

*) Weil auf den Diligencen von Frankfurt a. M. bis Lyon, die zugleich die Briefe führen, doppelte Taxe für jedes Pfund bezahlt werden muß.

ersten Platz zu bekommen, was durch frühzeitiges Einschreiben geschieht, oder nehmen sie wenigstens nie Nummer fünf oder sechs, welches die Mittelplätze sind. Wäre schlechterdings kein Eckplatz (place au coin) mehr übrig, so bleiben Sie lieber bis zur nächsten Diligence zurück, was höchstens drey Tage Aufschub macht.

In Ansehung ihres Coffers, so wählen Sie immer einen von englischer Art, wie man sie jetzt in allen großen Städten haben kann. Sorgen sie dafür, daß er jedesmal mit Stricken geschnürt, auf dem Boden bezeichnet, und zeitig genug in das Büreau der Diligence abgeliefert wird. Gehen Sie immer selbst mit hin, damit kein Irrthum entsteht. Vergessen Sie dann nicht, ihn den Gehülfen des Condukteurs zu empfehlen, die immer zugegen und für ein zwölf Solsstück nicht undankbar sind. Ihr Coffer wird dann unten in den Panier gesetzt, und auf allen Seiten mit

Stroh verwahrt, so daß er wenig oder gar nichts leiden kann.

In Ansehung der Zahlungen an das Bûreau bemerken Sie, daß man Ihnen schlechterdings ein Billet geben muß, weil dieses zuweilen auf den andern Bûreaus, um die Identität der Passagiers zu beweisen, gefordert wird. Stellet man es Ihnen frey, ob sie die andere Hälfte der Fracht, (besonders für ihre Bagage) erst bey der Ankunft bezahlen wollen, so nehmen Sie dieses an; man giebt dann noch besser Acht darauf. Ihren Nachtsack bringen Sie ohnehin erst im Augenblick der Abfahrt mit, da man diese kleinen Effekten gewöhnlich in die Bache zu legen pflegt.

In Ansehung des Condukteurs, so geben Sie ihm bey der Abfahrt (auf den Routen nemlich, wo Trinkgelder gebräuchlich sind) *) ohngefähr

*) Blos von Strasburg bis Lyon; von letzterer Stadt bis Marseille und Toulon, so wie bis Nismes und

öhngefähr fünf bis sechs Livres dazu; sie entgehen dadurch mancher Unbequemlichkeit, und haben alsdenn schlechterdings nichts mit dem Postillion zu thun. Wenn Sie denn bey der Ankunft noch drey Livres hinzufügen, so wird der Condukteur, (wenn er nicht ganz besondere Mühe mit Ihnen gehabt hat) vollkommen zufrieden seyn.

Viertens was die Wirthshäuser anlangt, wo Sie Mittags und Abends mit der Diligence einkehren. Hier treffen Sie gewöhnlich eine sehr gemischte Gesellschaft an, und man hat also doppelte Ursache, in seinen Aeußerungen vorsichtig zu seyn. Ich rathe Ihnen, mein w. F., sich hier mit niemand einzulassen, sondern jeden für einen Spion anzusehn, zumal da die Umstände in Frankreich so sehr verändert sind. Halten Sie sich übrigens an das Essen, (wie es Ihre Diät verträgt) und sorgen sie selbst für sich, oder Sie werden mit Ihrer teutschen Bescheidenheit hungrig aufstehn.

Montpellier werden keine bezahlt. Die Einrichtung bey den neuen Reichsdiligencen kenne ich noch nicht; bey den Schweizerdiligencen wird, wo ich nicht irre, ein Batzen per Station bezahlt.

Dem aufwartenden Mädchen geben Sie Mittags 2, 3 Sols; des Morgens, wenn sie Ihnen besonders ein gutes Bett angewiesen hat (was Sie zur Bedingung machen müssen) 5, 6 Sols; im Allgemeinen aber werden für das Mittagsessen 3 Liv.; für das Abendessen und Nachtlager 3 Liv. 10 Sols bezahlt. Zu Frühstücken rathe ich Ihnen nicht, da es immer sehr hastig geschehen muß, und die Leute (den elendesten Caffee ausgenommen) selten darauf eingerichtet sind. Führen Sie einige Tafeln gute Chocolade bey sich; in der Hand erwärmt, läßt sie sich mit vieler Leichtigkeit kauen.

F ü n f t e n s ihr Geld anlangend. Ich setze voraus, daß Sie etwa siebenhundert Thaler auf einen Creditbrief genommen haben, so daß Ihnen dreyhundert übrig geblieben sind. Von diesen wechseln sie zwey Drittheile in Carolinen und ein Drittheil in Laubthalern ein; sehen aber darauf, daß jene keine falschen, sogenannten „Louis d'Angleterre *)“

*) Man erkennt sie sehr leicht, wenn man nur die Lilien genauer ansieht. Ist nemlich die l i n k e Lilie so weit hinaufgerückt, daß ihre Spitze mit dem obern Schildrande z u s a m m e n s t i e ß t, oder ist

und diese weder beschnitten, noch durch Scheidewasser vermindert sind, daher man sie einzeln wiegen muß. Den größten Theil dieses Geldes können Sie nebst ihrer Uhr u. s. w. in ihrem Coffer verwahren, da auf einer Reise von 50 — 60 Lieuen vier bis fünf Louis zu den gewöhnlichen Ausgaben völlig hinreichend sind.

Auf diese Art können Sie auch im Fall eines Räuberangriffes zwischen Lyon und Marseille ziemlich gleichgültig seyn. Sie werfen dann den ehrwürdigen Mitgliedern der großen Nation die Hälfte hin, und bringen ihren kleinen Schatz unangerührt im Panier fort, der bey der Schnelligkeit dieser Expeditionen nie geöfnet werden kann. Uebrigens belieben Sie zu bemerken, daß jetzt in Frankreich keine verwischte Münze (pièce effacée), deren Gepräge ganz, oder größtentheils nicht mehr sichtbar ist, passirt werden kann, und nehmen Sie sich also vor den Betrügereyen der Wirthe, die dergleichen Zwölfsoustücke, kleine Tha-

das mit der rechten und dem Seitenrande der Fall, so können sie darauf rechnen, daß es ein falscher Louis ist, der nur funfzehn Livres am Werthe hat.

ler u. s. w. nur gar zu gern an Fremde geben, sorgfältig in Acht.

Sechstens die Gränze anlangend. Erkundigen Sie sich noch in Frankfurt genau, wie es jetzt mit der Visitation und den Douanengesetzen steht und nehmen Sie im Nothfall ihre Maasregeln darnach. Vergessen Sie nicht, daß ihr Paß auch von dem nächsten französischen Residenten wieder visirt seyn muß, damit man Ihnen keine Chikane machen kann. Zeigen Sie ihr Geld dreist vor, und verlangen Sie einen Paßavant, was man ihnen auch sagen mag. Er wird ihnen bey der Zurückreise sehr nützlich seyn, denn Sie können damit dieselbe Summe ohne Anstoß wieder über die Gränze bringen. Bieten Sie übrigens den Zollbedienten erst nach der Visitation eine Kleinigkeit (30 Sols) an, und zeigen Sie im Allgemeinen ruhige Gleichgültigkeit. Auf diese Art kommt man gewöhnlich mit dem bloßen Eröffnen des Coffres davon.

Siebentens einige Kleidungsstücke betreffend. Da Sie im ganzen südlichen Frankreich lauter steinerne Fußböden finden, so nehmen Sie sich theils zum Gebrauch auf der

Reise, theils um der häuslichen Bequemlichkeit willen, einige Paar mit Rehleder besohlte Filzschuhe mit. Seyn Sie überhaupt um's Himmelswillen auf warme Winterkleider bedacht, da es gar nicht an kalten, und wegen der vorhergehenden Wärme doppelt empfindlichen Wintertagen fehlt. Ein guter Schanzlooper, ein warmer Ueberrock, Stiefeln, Pantalons u. s. w. werden also auch hier sehr nöthige Kleidungsstücke seyn. —

So wären Sie also glücklich in Marseille angekommen, und hätten sich bey unserm braven Evrard einlogirt. Itzt fragt es sich, was Sie Willens sind? Wollen Sie nun einige Wochen in Marseille bleiben, oder wollen Sie erst zu Anfange Decembers, ja vielleicht noch einige Wochen später nach Hyeres gehn? Im erstern Falle rathe ich Ihnen gleich bey Evrard zu bleiben, er wird zu jeder Einrichtung sehr bereitwillig seyn; im letztern Falle hingegen ist es besser für Sie, in ein Privathaus mit oder ohne Pension zu ziehn. Dergleichen zu finden hat keine Schwierigkeit, sobald Ihnen ihr Banquier nur einigermaßen behülflich seyn will; doch müssen Sie immer

auf die Morgensonne, und so viel möglich auf die Seeluft sehn.

Wollten Sie eine passendere Diät anfangen, als man an den gewöhnlichen Pensionstischen nicht halten kann, so haben Sie bey den vielen Restaurateurs, den treflichen Früchten, u. s. w. sehr gute Gelegenheit dazu. Ich würde Ihnen rathen auf alles warme Essen Verzicht zu thun. Ein kleiner Lammsbraten (die hier vortreflich sind) von dem Restaurateur geholt, oder noch besser bey unserm Evrard bestellt, Weintrauben und gekochte Brignolen so viel Sie essen können, nebst einem guten Glase alten abgeklärten provenzalischen Wein dazu, Chocolade ohne Gewürz, Ziegenmilch u. s. w. das mache mit leicht zu findenden Abwechselungen ungefähr ihre tägliche Nahrung aus. Sie müssen auflösen und stärken, nur diese beyden Zwecke nehmen Sie immer als Basis an. Wegen ihrer übrigen Zerstreuungen, Promenaden u. s. w. verweise ich Sie auf meine obenstehende Abhandlung *).

Wollten Sie nur einige Wochen in Marseille bleiben, so würden Sie wohl thun, schon

*) Ueber Südreisen und Südcuren.

von Strasburg aus an Feliz Suzanne, im Hotel des Ambassadeurs, in Hyeres zu schreiben, damit er Ihnen ein Zimmer in Bereitschaft hält. Hielten Sie sich hingegen bis Mitte Decembers in Marseille auf, so schicken Sie ihren Brief erst Anfang Novembers ab. Auf jeden Fall vergessen Sie nicht, ihm Ihren Preis zu melden, ihm ihre Diät zu beschreiben, u. s. w. und nehmen Sie dabey die in der angeführten Abhandlung befindlichen Details zum Maasstab an.

Um von Marseille nach Hyeres zu reisen, müssen Sie über Toulon gehn. Nehmen Sie die bequeme Diligence, die jeden Morgen um 4 Uhr aus Marseille fährt, und Abends um 7 Uhr in Toulon ist. Hier kehren Sie im Hotel de Montanville ein, geben ihre Empfehlungsbriefe ab, womit Sie ihr Banquier versehen haben muß, und werden dann in Friedenszeiten leicht Erlaubniß erhalten, das Arsenal zu sehn. Von Toulon aus nehmen Sie dann auch einige Briefe nach Hyeres mit.

Um hieher zu gehn, rathe ich Ihnen, ein Pferd zu nehmen, und Ihren Coffre mit dem Boten zu schicken, der wöchentlich einigemal

mit einem Wagen von Hyeres kommt. Auf diese Art wird Ihnen der ganze Transport für das Pferd und den Führer fünf Livres, für den Coffre 30 bis 40 Sous kosten, da hingegen eine Kutsche mit 10 ja 12 Livres bezahlt werden muß, und der schlechten Wege halber doch sehr unbequem ist. Wegen Ihrer Einrichtungen in Hyeres verweise ich Sie abermals auf obige Abhandlung.

Das wäre so ungefähr, mein w. Fr., was ich Ihnen über die kleineren Details Ihrer Südreise sagen kann. Mancher wird darüber lächeln, wir beyde wissen aber schon, wie einem armen Hypochondristen zu Muthe ist. Wollen Sie zum Ueberfluß noch meine Reise nach Hyeres *) in ihren Coffre legen, so wird es eine Ehre für mich seyn. Und so leben Sie wohl, und kommen Sie glücklich und gesund in unser liebes Vaterland zurück!

*) Sie wird unfehlbar zur Ostermesse 1805 in Leipzig bey Hartknoch, so wie die Reise nach Montpellier in Berlin bey Unger erscheinen.

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Christian August,

Briefe eines Südländers

Leipzig 1805
It.sing. 349 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466781-1